Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 42 [i.e. 45] (1963)

Heft: 24

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern 1
Amtl.Fächer

AZ Winterthur

Winterthur, 22. November 1963
42. Jahrgang Nr. 24/138

SCHWEIZER FRAUENBLATT

Sonderseite: Frauenarbeit gegen den Alkohol

Erscheint jeden zweiten Freitag

Verkaufspreis 30 Rp.

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post Fr. 15.80 jährlich, Fr. 9.— halbjährlich. Auslandsabonnement Fr. 18.50 pro Jahr. Erhältlich auch an Bahnhofkiosken. Abonnementseinzahlungen auf Postcheckkonto VIII b 58 Winterthur. — Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 20 Rp., Reklamen: 60 Rp. — Placierungsvorschriften werden nach Möglichkeit berücksichtigt. — Inseratenschluss Freitags der Vorwoche.

Publikationsorgan des Bundes schweizerischer Frauenvereine **Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben**

Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG, Tel. (052) 2 22 52, Postcheckkonto VIII b 58 Alleinige Anzeigenannahme: Mosse-Annoncen AG, Limmatquai 94, Zürich, Tel. (051) 24 26 00, Postcheckkonto VIII 1027

«Wir Toten, wir Toten, sind grössere Heere als Ihr auf der Erde, als Ihr auf dem Meere!»

C. F. Meyers erhabener «Chor der Toten» am Beinhaus in Kilchberg eingeschrieben, ergreift wohl jeden, welcher Konfession er auch angehört. Stellen die Katholiken ihren Allerseelentag in unmittelbare Nähe zu Allerheiligen, rücken die Reformierten ihren Totensonntag als letzten des Kirchenjahres vor den ersten Advent, beide in den Monat November. Es ist allgemein üblich geworden, die Gräber auf Beginn des Monates mit den letzten leuchtenden Herbstblumen und Erika zu schmücken, während von den Bäumen die Blätter fallen und einen bunten Teppich breiten. Die Ernte ist vorbei und die herbstlichen Farben werden bald von rauhen Winden weggefegt. Vergehen, Entschwinden: an Sterben, an Tod mahnend. Mag uns Wehmut überkommen, so liegt doch in diesem verhaltenen nebligen Grauton etwas Beruhigendes, Besinnliches. Betrachten wir einen Zweig, schon seiner Blätter entblösst, so sehen wir die kleinen Triebe, ohne die es kein neues Knospen im Frühling gäbe.

So gewiss es jedes Jahr für die Natur einen November gibt, so gewiss ist für den Menschen der Tod, denn jeder Schritt im Leben ist ein Schritt dem Tod entgegen. Und wenn wir uns auch nicht mit der Grussformel der Trappisten «Gedenke des Todes» grüssen wollen, ist es doch sinnvoll, einen Monat des Jahres in seiner Sicht zu sehen.

C. F. Meyer tat einen kühnen Griff mit seiner Sicht der Toten im 19. Jahrhundert, das soviel vorher Gültiges in Frage stellte durch das Vordringen der Naturwissenschaften, der kritischen Betrachtung der Bibel, vor allem durch die Vererbungslehre und den Darwinismus. Konsequente Folge waren die Massenmorde im Nationalsozialismus usw. Unser Jahrhundert hat durch die beiden Weltkriege den Tod über die ganze Erde hin grauenhaft erlebt, woraus Abstumpfung, Lebensangst und Zunahme der Selbstmorde entstand. Doch leuchten als Juwelen letzte Briefe und Aufzeichnungen unschuldig Gemordeter wie ein hundertfacher Beweis, dass menschlich-geistige Substanz nicht verlorengehen und nicht unerreichbar sein kann, auch wenn sie irdischer Sicht entschwunden ist.

Technische Errungenschaften haben uns drahtlose Uebermittlung von Ton, Wort und Bild ermöglicht, und diese umspannt die Erde wie ein Netz. Ist da als Gegengewicht die Einsicht in reale Zusammenhänge rein geistiger Verbindung nicht eine dringende Forderung für uns?

Rilke bittet im Stundenbuch: «O Herr, gib jedem seinen eigenen Tod» und Friedrich Hebbel erklärt: «Der Tod zeigt dem Menschen, was er ist.» Beides weist darauf hin, dass jede Zeit und jeder Mensch eine eigene Sicht zu Tod und den Toten erarbeiten muss. So gesehen, ist C. F. Meyer ungeheuer modern-geistreal. Doch verlangt er vom Menschen eine innere Erkraftung, die gerade die verhaltene Novemberstimmung ermöglicht.

Betrachten wir andeutungsweise, zu was für Einsichten drei bedeutende Persönlichkeiten, die erst kürzlich starben und die sich um diese Frage bemühten, gekommen sind.

Der 1955 gestorbene, lange von seiner Kirche abgelehnte Jesuitenpater und grossartiger Paläontologe Pierre Teilhard de Chardin stellt hundert Jahre nach Darwin die Geschichte der Erde mit dem Menschen und seiner Zukunft als einheitliches grosses Geschehen dar. Er spricht vom Menschen als der Achse und dem Ziel der gesamten Evolution, in der auch die tiefsten Hoffnungen der Christen mitaufgenommen und aufgehoben sind. Jeder einzelne Mensch in seiner Besonderheit, in seinem Streben und Sterben bekommt eine ganz neue Bedeutung. Die daraus zu ziehenden Konsequenzen lässt er offen als zukünftige Arbeitsgebiete für die natur- und geisteswissenschaftliche Forschung.

Nehmen wir dazu den Psychologen C. G. Jung 1875 bis 1961 [siehe «Erinnerungen, Träume und Gedanken», Rascher-Verlag 1963]), wie er sich im Kapitel «Ueber das Leben nach dem Tod» äussert. Es scheine zwar ein unbegrenztes Wissen in der Natur vorhanden zu sein, das aber nur unter passenden Zeitumständen vom Bewusstsein erfasst werden könne. In der Seele des Einzelnen möge es lange als Ahnung da sein, aber erst später bewusst werden. Im Grossen gesehen, wäre das so zu verstehen, dass jedes Jahrhundert sich neue Einsichten zu erringen habe. Jung erklärt, dass er — älter werdend — oft das Gefühl hatte, als stünden Verstorbene direkt hinter uns und warteten darauf, zu vernehmen, welche Antwort wir ihnen und welche wir dem Schicksal geben, so als ob ihnen — den Toten — alles darauf ankäme, von denen, die sie überleben und in einer sich weiter verändernden Welt existieren, Antworten auf ihre Fragen zu erhalten. Der Geist der Lebenden scheine darin im Vorteil zu sein, in der Fähigkeit, klare und entscheidende Erkenntnisse zu erlangen. Viele Menschen blieben im Augenblick ihres Todes nicht nur hinter ihren eigenen Möglichkeiten zurück, sondern auch weit hinter dem, was schon zu ihren Lebzeiten von anderen bewusst gemacht worden sei, und darum ihr Verlangen, im Tod den Anteil an Bewusstheit zu erlangen, den sie im Leben nicht erworben haben.

Der vor vier Monaten verstorbene Dichter Albert Steffen hat sein ganzes Leben lang um das Problem des Todes gerungen, das ihn als Sohn eines Landarztes sehr früh im Elternhaus anrührte. Schon in seinem Erstling «Ott, Alois und Werelsche» erklärt er: «Der Mensch muss wieder einmal an die Pforten des Todes geführt werden, um zu sehen, dass Liebe das Ziel der Erde ist.»

Das Christentum beruht ja auf dieser todüberwindenden höchsten Kraft der göttlichen Liebe. Als Brücke bildendes Element über den Tod hinaus oder gerade durch den Tod wirkend, kennen wir Liebe im menschlich-künstlerischen Bereich in drei grossen Gestalten: Orpheus verliert im Irdischen Eurydike. Sie mit ganzer Seele suchend, gewinnt er sein Sehertum und die Macht des Gesangs. Der fünfundzwanzigjährige Dante wird durch die im Jenseits gesuchte Beatrice zum bedeutendsten Dichter des Mittelalters, und in geheimnisvoller Parallele wird Friedrich von Hardenberg durch den Tod seiner jugendlichen Braut Sophie von Kühn zum Dichter Novalis, der als erste Frucht dieses Erlebnisses die «Hymnen an die Nacht» schuf.

Bei diesen Dreien brach der wahrhaft schöpferische Genius durch die Sehnsucht einer nicht im Irdischen erfüllten Liebe durch und verwandelte den Trauernden zum Sehenden. Bei dem greisen Dichter Albert Steffen gelang die bewusste dichterische Gestaltung einer Beziehung über den Tod hinaus durch den Verlust seiner Gattin nach einer jahrzehntewährenden innigen Lebensgemeinschaft, andeutungsweise zuerst in den Gedenkworten, die er ihrer Selbstbiographie «Selbstgewähltes Schicksal» anfügte und in dem Band «Reisen Hüben und Drüben», der jetzt nach seinem Tod erst erschienen ist, wie der Keim einer neuen Dichtungsart. Interessanterweise finden wir ähnliche Sätze wie beim Psychologen Jung in diesem letzten Band: «Die Gestorbenen wollen den Lebenden Aufgaben anvertrauen, die sie selber nicht mehr erfüllen können» und das mahnende Wort: «Wer nicht durch das Leben lernt, wird durch den Tod belehrt». Wie grossartig stimmt C. F. Meyers Chorschluss überein:

Wir suchen noch immer die menschlichen Ziele,
drum ehret und opfert! Denn unser sind viele.

Margrit Kaiser-Braun

November

Monat der Gräber, Schwelle zum Advent,
Du Dunkler, Unwillkommner von den Zwölfen,
Was ist's, das mich von Kinderzeiten an
in dein Verlassensein heimatlich hüllt?

In deinem Zwielicht über Feld zu gehen:
Der kahle Kreuzdorn starrt am Ackerrand
Und totes Kraut und welker Strunk vermodern.
Kein Farbenlied erklingt, nur Grauheit seufzt.

Nichts rührt mich so im Allertiefsten an,
Nicht Sommers, Lichttriumph, nicht Herbstgoldglorie
Und nicht des Frühlings süsse Lebensflammen,
Nicht Winters Silberglanz, wie deine Armut.

Wir selber arm und grau. Wir schaffen Schuld
Und Leid mit allem Tun. Wir morden Gott
In andern und in uns tagtäglich neu.
Wir sind so kalt und bös. Und — können lieben.

Zur schwarzen Scholle zieht es mich hinab.
Die Hand schöpft Erde — o sie fliesst und leuchtet.
Ein Antlitz webt sich, horch, es pocht ein Herz!
Das Herz der Welt pocht — Schwelle zum Advent.

Adelheid Petersen

Am 6. Oktober feierte die Dichterin in Darmstadt ihren 85. Geburtstag. Dieses Gedicht ist dem schönen Gedichtband «Die Schwelle» entnommen.

Hans Holbein: Margaret Roper; die Tochter Thomas Mores; «Carissima Filia»

«Carissima Filia»

Thomas Mores Tochter Margaret

Von Ruth Schirmer

Im Herbst 1526 empfing Sir Thomas More in seinem geräumigen Landhaus an den Ufern der Themse, im heutigen Londoner Stadtteil Chelsea, den Besuch von Hans Holbein, dem Maler. Dieser wird ebenso wie die anderen Gäste und wie vor ihm Erasmus von Rotterdam, dessen Empfehlungsschreiben er von Basel her mit sich führte, die Themse hinaufgerudert worden sein zu diesem heiteren Haus, unweit von Battersea Bridge. «Dein Maler, mein lieber Erasmus, ist ein ausgezeichneter Künstler, doch fürchte ich, er wird in England den reichen und fruchtbaren Boden, auf den er hofft, nicht finden. Damit er aber nicht gar zu öde sei, will ich tun, was ich kann.» So schrieb Sir Thomas More an den gelehrten Freund und beauftragte ihm zuliebe Holbein mit dem Bildnis seiner ganzen Familie (ausser den Schwiegersöhnen) in der Halle seines Hauses.

Diesem Auftrag verdanken wir die Porträts von Sir Thomas More, von Lady Alice More (seiner zweiten Frau), seinem Sohne John, der Töchter (Elizabeth und Cecily), der Adoptivkinder und vor allem das Bildnis seiner Lieblingstochter Margaret, der Frau des William Roper. Sinnend im Vordergrund sitzend, ein aufgeschlagenes Buch in den Händen haltend, zeigt sie Holbeins ursprüngliche Federskizze, die sich heute in Basel befindet.

Seinerzeit nahm Holbein diese am schönsten gelungenen Skizzen mit sich und brachte sie seinem Mäzen, Erasmus von Rotterdam. «Margaret Roper, Du Zierde Britanniens», schrieb Erasmus darauf nach London, «ich kann keine Worte finden, das Entzücken über Holbeins Bild zu beschreiben, das Deine ganze Familie so getreu wiedergibt, als wäre ich selbst bei Euch. Ich erkenne Euch alle, aber niemanden besser als Dich.» Erasmus schrieb unter all den Dargestellten einer glücklichen Familie zuerst: «Mi More» und liess Lady Alice, der «ornatissimae matronae», und seinem Patensohn John More Grüsse sagen, aber dann schrieb er einen Brief (6. September 1592) an Margaret Roper. Er hat noch ihre tote Mutter gekannt und Margaret als kleines, vierjähriges Mädchen gesehen, als er in Mores Hause «Das Lob der Torheit» schrieb und er mit Sir Thomas lateinische Spässe tauschte und gelacht hat, dass das Haus davon hallte. Nun ist er gebeugt von der Last der Arbeit, geplagt von den Gebrechen des Alters und wünscht sich wohl, noch einmal Gast in Mores glücklichem Domizil zu sein — ein Wunsch, der sich nicht mehr erfüllt hat.

Das Antwortschreiben von Sir Thomas More ist nur kurz, denn gerade war er, nachdem er schon als Kanzler von Lancaster im Rat Heinrichs VIII. gesessen, von seinem König mit dem höchsten politischen Amt Englands, dem des Lordkanzlers, betraut worden. Darum ist es auch Margaret, die ihrem alten «Lehrer» Erasmus antwortet, dessen Bücher ihre Bibliothek zieren, dessen Traktat über das Vaterunser sie schon als Neunzehnjährige ins Englische übertragen durfte. (Precatio dominica in septem portiones distributa, Basel 1523; A Devout Treatise on the Paternoster, 1525.)

Erasmus durfte mit dem englischen Sprachgewand, das Margaret seiner Abhandlung gegeben, zufrieden sein, denn sie hatte das Studium der Rhetorik gewissenhaft betrieben. Quintilians Schulung, der Rhythmus erhorchter Kandenzen bleiben in ihrer Wiedergabe unüberhörbar. Von jeher hat Erasmus Margarets Gelehrsamkeit bewundert, und ihr hat er seinen Kommentar zu Prudentius' Weihnachtshymne «In nativitate Domini» (1523) gewidmet. Schon in einem Brief an seinen französischen Freund Budé (September 1521) heisst es: «Wenn Du Mores Töchter besuchst, wirst Du keine von ihnen müssig finden. Sie beschäftigen sich nicht mit törichten Tändeleien. Die eine übersetzt Titus Livius; sie sind in ihren Studien schon so weit gekommen, dass sie solche Autoren ohne Schwierigkeiten lesen können, ausser, sie stossen auf ein Wort, das auch meinesgleichen zum Ueberliegen bringen würde.»

Die Gelehrsamkeit einer Frau war zu jener Zeit etwas Neues. Thomas More achtete gewissenhaft auf die Erziehung aller seiner Kinder und hielt sie in ermunternden Briefen dazu an, ihm über den jeweiligen Stand ihrer Studien zu berichten. Aber nach keinem seiner Kinder hat sich More, der ein guter Hausvater war, je so angelegentlich erkundigt wie nach seiner ältesten Tochter Margaret, die er am meisten geliebt hat: «Quos inter nihil estmihi te dulcissima filia charius.» Niemandem hat er häufiger, inniger, offener geschrieben als ihr, «denn nichts kann mich froher machen, als wenn Du mir schreibst.»

Ueberschwenglicher Stolz erfüllte den Humanisten, als er, vielgeschätzter Gast bei Hofe, einen Abend in Gesellschaft des Bischofs von Exeter verbrachte und im Laufe des Gesprächs, zusammen mit anderen Dokumenten, aus Versehen einen Brief von Margaret hervorzog und der Blick des Bischofs erst auf die zierliche Handschrift fiel und dann auf die Unterschrift, die als Verfasserin eine Dame zu erkennen gab, was ihn begierig machte, den Brief zu lesen. «Epistola tua, dulcissima filia, qua me voluptate perfuderit, supersedebo dicere... Aber

(Fortsetzung auf Seite 4)

KONSUMENTINNEN-FORUM

der deutschen Schweiz und des Kantons Tessin

Redaktion: Hilde Custer-Oczeret, Brauerstrasse 62, St. Gallen - O
Telephon 071 / 24 48 89

TREFFPUNKT

für Konsumenten

Schon vor etlichen Wochen erhielt die Redaktorin von der Firma Knorr ein grosses Paket mit einzelnen ihrer Produkte, wie Suppen, Saucen, Stocki und Reisgerichten. Die erste Reaktion war natürlich «ummeschicken». Dann vertieften wir uns in die beigelegte Broschüre «Neue Marktvoraussetzungen in der Lebensmittelindustrie», mit deren Abdruck wir in der letzten Nummer im hinteren Teil unseres Blattes begonnen haben. Die Folge davon war, dass das Paket dablieb und die Gerichte am eigenen Herd ausprobiert wurden. Allerdings müssen wir davon absehen, auch die Suppen und Saucen zu beurteilen. Sie haben ihren festen Platz bei den Hausfrauen bereits erobert, es handelt sich da höchstens um Geschmacksfragen, die jeder individuell beurteilt.

Anders verhält es sich vielleicht mit Stocki und Reisgerichten, obwohl auch hier der Geschmack eine Rolle spielen dürfte. Ist Stocki ein Ersatz für den hausgemachten Kartoffelstock? Ein Gourmet würde die Frage wahrscheinlich verneinen. Aussehen und Struktur von Stocki sind ziemlich echt, die Zubereitung ist einfach, aber der eigentliche Kartoffelgeschmack fehlt. Serviert man ihn mit einer kräftigen Sauce, so wird dieser Nachteil vielleicht zu einem Teil aufgewogen. Unsere Erkundigung im Lebensmittelgeschäft ergab, dass Stocki dann häufiger verlangt werde, wenn auch die alten Kartoffeln keinen befriedigenden «Stock» mehr ergeben. Stocki ist also für Feinschmecker keine Delikatesse, aber er kann für eilige oder unvorhergesehene Mahlzeiten als nahrhafter appetitlicher Nothelfer seine Dienste leisten, immer vorausgesetzt, dass es sich um einigermassen anspruchsvolle Esser handelt.

Die Reisgerichte schneiden in bezug auf den Geschmack besser ab. Hier geht das Aroma bei der «Vorfabrikation» weniger stark verloren. Reis ist also für diese Art von Zubereitung stofflich besser geeignet. Allerdings ist die Zubereitung der Reisgerichte aus der Packung nicht sehr viel einfacher als jene der hausgemachten. Sie geht auch nicht viel rascher. Einen hausgemachten Risotto dämpft man an, löscht ihn ab und kann ihn dann, zugedeckt, sich selber überlassen. Das Reisgericht aus der Packung hingegen muss von Zeit zu Zeit umgerührt und darf nur halb zugedeckt werden.

Die fertigen Reisgerichte sind sehr schmackhaft und ergeben mit Salat und eventuell einer Suppe vorher eine ausreichende Mahlzeit. Sobald man aber Fleisch dazu servieren muss, wird das Menu teuer. Hausgemachter Risotto kostet ungefähr einen Drittel vom Preis der Packung, allerdings ohne spezielle Zutaten wie Champignons, Gemüse usw.

Will man die Bilanz aus diesen Erfahrungen ziehen, so muss einmal festgehalten werden, dass die sogenannten Fertiggerichte durchaus ihren Platz auf dem Markt verdienen. Es ist aber Sache der Konsumenten, sich selber darüber schlüssig zu werden, in welchem Masse sich die Gerichte für jeden einzelnen in bezug auf Preis und Leistung eignen. Nicht ganz zu befriedigen vermag vorläufig noch die Grösse der Packungen. Die Fertiggerichte werden in Quantitäten für 4 Personen verkauft. Im oben erwähnten Artikel wird aber sehr richtigerweise festgestellt, dass sowohl die Zahl der Alleinstehenden als auch jene der älteren Konsumenten in stetigem Steigen begriffen ist. Sowohl für Alleinstehende als auch für ältere Ehepaare sind aber Packungen für 4 Personen nicht ideal. Freilich muss man hier in Betracht ziehen, dass kleinere Packungen teurer sind als grössere. Auf diesem Gebiet wird die Lebensmittelindustrie noch nach Lösungen suchen müssen.

Hilde Custer-Oczeret

Zur Kritik am Vertrieb von Invaliden- und Blindenarbeiten

Das «Schweizer Frauenblatt» publizierte am 25. Oktober 1963 im «Konsumentinnenforum» zwei vehemente Leserzuschriften, die sich mit den Zuständen auf dem Gebiete des Vertriebes von Behindertenarbeiten befassen. Klar und deutlich wird dabei ausgesprochen, dass immer wieder mit dem Mitleid der Hausfrauen in unseriöser Weise Geschäfte gemacht werden. Die Schweizerische Arbeitsgemeinschaft zur Eingliederung Behinderter in die Volkswirtschaft, SAEB, hat es sich unter anderem zur Aufgabe gemacht, diese Misstände im Interesse der Invaliden einerseits und der kaufenden Hausfrau anderseits zu bekämpfen, indem sie bereits im Jahre 1956 ein Schutzzeichen zur Kennzeichnung der wirklichen Invalidenarbeit einführte. Das Sekretariat der SAEB möchte deshalb zu den im Frauenblatt veröffentlichten Kritiken Stellung nehmen.

Grundsätzlich müssen wir feststellen, dass die Kritik teilweise leider berechtigt ist. Immer wieder kommt es vor, dass Invalide von fragwürdigen Geschäftsleuten engagiert werden, um entweder Produkte zu übersetzem Preis verkaufen oder aber um minderwertige Ausschusswaren auf dem Hausiererwege absetzen zu lassen. Diese Firmen beschäftigen mit Vorliebe Behinderte mit gut sichtbarer Invalidität, weil sie wissen, dass dann ein grosser Teil der Hausfrauen den Mut nicht aufbringt, den Mitleid erweckenden Verkäufer abzuweisen. Mit sinnvoller Behinderten-Eingliederung hat ein derartiger Kurzwarenhandel natürlich nichts zu tun.

Es ist zudem ja so, dass das Hausieren, auch wenn man es etwas vornehmer als Reisevertretung bezeichnet, für den Invaliden überhaupt keine geeignete Tätigkeit bildet. Heute bietet die moderne Industrie auch für Schwerstinvalide sinnvollere Arbeitsmöglichkeiten.

Es gibt aber Schwerinvalide, die allen Bemühungen zum Trotz nicht ins offene Erwerbsleben eingegliedert werden können und die einen sogenannten geschützten Arbeitsplatz (Sheltered employment) benötigen. Diese Kategorien von Schwerinvaliden sind auf eine Placierung in Invalidenwerkstätten oder auf Heimarbeit angewiesen. Die Produkte dieser Tätigkeit müssen unbedingt wirtschaftlich verwertet werden. Wohl haben einige unserer Invalidenwerkstätten nun die bisherige Produktion von Webereien, Bürstenwaren, Korbflechten, Lederwaren etc. aufgegeben und auf die Erfüllung von Industrieaufträgen umgestellt. Eine Anzahl von Werkstätten sind aber aus Rücksicht auf die Invalidität ihrer Beschäftigten gezwungen, einstweilen an der bisherigen sogenannten klassischen Invalidenarbeit festzuhalten, und auch viele Einzelinvalide, vor allem schwerbehinderte Tuberkulose-Rekonvaleszenten, sind weiterhin auf die Herstellung und den Verkauf von Lederarbeiten angewiesen. Der Verkauf dieser Invaliden-Handarbeiten erfolgt aber normalerweise durch gesunde Reisende oder an Bazaren.

Die Frage, ob eine normale Eingliederung gelingt, hängt zudem nicht nur vom Invaliditätsgrad ab, sondern auch weitgehend vom Alter des Betreffenden, denn je älter der Mensch wird, desto weniger darf ihm eine Umstellung seiner bisherigen Tätigkeit zugemutet werden. So gesehen, müssen wir uns damit abfinden, dass eine Anzahl älterer invalider Hausierer weiterhin von Tür zu Tür wandern, denn was man ihnen vor 30 Jahren als richtig zumutete, kann man ihnen heute nicht plötzlich verwehren. Wir müssen aber dafür sorgen, dass sich künftig keine junge Invalide mehr dem Hausierhandel zuwenden müssen.

Die Schweizerische Arbeitsgemeinshaft zur Eingliederung Behinderter in die Volkswirtschaft, SAEB, will mit ihrem im Jahre 1956 eingeführten und im Schweizerischen Markenregister eingetragenen «Schutzzeichen zugunsten Behinderter» die Arbeitsmöglichkeiten jener Invaliden, die nicht ins offene Erwerbsleben eingegliedert werden können, sondern auf die Betätigung in einer Invalidenwerkstätte angewiesen sind, nachhaltig fördern. Gleichzeitig will die SAEB mit diesem Schutzzeichen auch die Tätigkeit der anerkannten und kontrollierten Behinderten-Betriebe sowie die Produktion der Einzelinvaliden so kennzeichnen, dass Täuschungen des Publikums verhütet werden. Das Schutzzeichen gibt also der kaufenden Hausfrau die Möglichkeit, zwischen wirklicher Invalidenhandarbeit einerseits und den fragwürdigen Produkten gewisser Kurzwarenhändler anderseits zu unterscheiden.

Eine Sanierung auf dem Gebiete des Vertriebes von Behindertenarbeiten ist aber nur dann möglich, wenn die Hausfrau konsequent darauf beharrt, nur Waren zu kaufen, die mit dem Schutzzeichen versehen sind.

Nil

Die STAKA tagte

Mit zwei sehr aktuellen Themen befasste sich der «Staatsbürgerliche Verband katholischer Schweizerinnen an einer Studientagung vorgängig seiner Generalversammlung in Wil (SG). Er liess sich von Herrn Nationalrat Dr. K. Furgler, St. Gallen, über das Stockwerkeigentum und von Frau Dr. L. Ruckstuhl, Wil, über Abzahlungs- und Vorauszahlungsverträge orientieren.

Das Stockwerkeigentum, früher Bestandteil des zivilen Rechtes, wurde zu Beginn dieses Jahrhunderts mit dem neuen Zivilgesetzbuch abgeschafft. In der Westschweiz gibt es heute die sogenannte Mieteraktiengesellschaft, ein Kompromiss zwischen Eigentum und Miete. Da der Boden in unserem Land immer rarer wird, die Streuung des privaten Eigentums aber einem Bedürfnis entspricht, ist man nun daran, das Stockwerkeigentum wieder gesetzlich und rechtlich zu verankern. Der Referent, selber Mitglied der parlamentarischen Kommission, wusste sehr lebendig über die mannigfachen Probleme zu berichten, die sich mit der Wiedereinführung dieses Rechtes stellen.

Die Abzahlungs- und Vorauszahlungsverträge sind, wie unsere Leser wissen werden, seit Beginn dieses Jahres gesetzlich geregelt. Trotzdem konnten auch damit noch nicht alle Möglichkeiten für einen Missbrauch im Abzahlungs- und Vorauszahlungsgeschäft ausgemerzt werden. Nach wie vor gilt, wie es die Referentin formuliert hat: **Kauf ist Kauf! Augen auf!** Anhand von eindrücklichen Beispielen wurden die Schwächen des Gesetzes aufgezeigt, und die anschliessende lebhafte Diskussion zeigte, wie wichtig die Aufklärung über Rechte und Pflichten beim Abzahlungs- und Vorauszahlungsvertrag immer noch ist. Ein Gesetz allein genügt noch nicht, man muss es auch kennen. Es sollte, eventuell von allen Frauenverbänden gemeinsam mit der Stiftung für staatsbürgerliche Erziehung, ein einfaches Merkblatt geschaffen werden, das in grosser Auflage gedruckt und weitherum gestreut werden kann.

H. C.-O

Pro memoria

Haben Sie, geschätzte Leserinnen, unsere Textilumfrage (letzte Nummer) schon beantwortet und eingeschickt? Wenn ja: Besten Dank! Wenn nein: Bitte, holen Sie es noch nach!

Wer gehört zum Konsumentinnen-Forum?

Viele unserer Leserinnen wissen wahrscheinlich nicht, wer eigentlich hinter dem Konsumentinnen-Forum der deutschen Schweiz und des Tessins steht. Darum sei hier zu Ihrer Orientierung einmal die Liste der Mitglieder veröffentlicht. Das K-F setzt sich zusammen aus 11 schweizerischen und 13 kantonalen Frauenorganisationen.

Schweizerische Verbände:

Bund Schweizerischer Frauenvereine
Schweizerischer Katholischer Frauenbund
Evangelischer Frauenbund der Schweiz
Verband Schweizerischer Hausfrauenvereine
Konsumgenossenschaftlicher Frauenbund der Schweiz
Schweizerischer Bund der Migrosgenossenschafterinnen
Schweizerischer Landfrauenverband
Sozialdemokratische Frauengruppen der Schweiz
Schweizerische Vereinigung freisinniger Frauengruppen
Schweizerische Frauenkommission des Landesrings der Unabhängigen
Staatsbürgerlicher Verband katholischer Schweizerinnen

Kantonale Verbände:

Die Frauenzentralen der Kantone: Aargau, Appenzell*, Basel*, Baselland*, Glarus*, Graubünden, St. Gallen, Solothurn*, Thurgau*, Winterthur*, Zürich.
Verein für Frauenbestrebungen, Luzern
Federazione ticinese della società feminili

* nicht im Vorstand vertreten

Das kleine Hermelinchen

2

Von Carola von Crailsheim

«Ja, das tue ich auch vor dem Einschlafen. Du weisst, da ist es am schönsten. Vor dem Einschlafen vergisst man die französischen Vokabeln und die bösen schwarzen Noten zum Klavierspielen — und was es sonst noch Schreckliches gibt: Zum Beispiel wenn die Rechenstunde kein Ende nimmt, und wenn Mrs. MacLean immer sagt, sie sei im Exil, und das Taschentuch benutzt, wobei ihre Nase so rot wird. Nun, deine Offiziere bekommen vielleicht keine roten Nasen, aber gewiss hast du Rechenstunden.»

«Lateinisch ist schlimm», warf Axel ein, denn er war schon eine angesehene mathematische Begabung.

«Siehst du, Axel, du verstehst, was ich meine. Dies alles fliegt vor dem Einschlafen fort und ist weg, wenn man in den Himmel reist. Das tust du doch auch?»

Er nickte, sah auf Hermelinchens weissblondes Flaumhaar und die dunklen Brauen.

«Erzähl' mir, Axel!»

«Nein, du», bat er. «Ist dein Papa schon lange tot? Hiess er wirklich Baron von Hermelin?»

«Hamster hiess er nicht. Und Hirsch und Fuchs auch nicht», antwortete sie belustigt. «Aber rede doch nicht so töricht wie die Erwachsenen! Mein Papa ist nicht tot wie auf einem Kirchhof. Er ist nicht wieder heimgekommen von der Jagd an der Küste.»

Ertrunken, dachte Axel, von der See weggeschwemmt.

«Und nun ist er im Himmel. Aber wenn ich die Augen schliesse, dann sitzt er oft hier bei mir.»

«Und was sagt er dann?» fragte Axel. Sein Herz wehrte sich gegen Rührung. Oft, wenn er vorm Einschlafen sich so allein fühlte, dann war auch sein Vater da und schenkte ihm das Wissen: ‚Du kommst schon vorwärts in der Welt, Gott ist Gott, der König ist König, du bist Güldenstjerna.'

«Wenn meine Augen geschlossen sind, erzählt mir mein Papa leise, dass er durch den ganzen Himmelsjagdgrund wandern kann, und dieser ist so gross, wie ich es gar nicht ahne. Später einmal schickt er eine schöne Wolke, die mich holt. Aber noch nicht so bald. Und manchmal sendet er seiner little Mary einen Boten. Ich habe es dir gestern gleich angesehen, dass du einer bist.»

Wie wunderlich schien plötzlich die Welt. Auch Axel fühlte, dass die Begegnung mit Hermelinchen das Ungewöhnliche war. Toste im Herbst der Wind um das Gebäude der Pagerie, donnerte der Eisgang, begannen die hellen Sommernächte, hatte Axel oft geahnt, dass das Leben voll Wunder ist.

Und nun sass er da neben «Little Mary», die wusste, wie es ihr Vater in dem fernen Himmel hatte.

Ihre Majestät die Königin Desideria befiel leider in der Nacht, die ihr den Tag bedeutete, ein leichtes Missbefinden, und die Schiffsoffiziere, die schon zur Einholung erschienen waren, begaben sich wieder an Bord.

Seltsamerweise zeigte niemand im Herrenhaus Beunruhigung. Zwar sah Axel den Leibarzt über die Treppe eilen und die Kammerfrau mit einem grossen Topf Baldriantee den Gemächern der Königin sich nähern, aber auf den Gesichtern lag nicht Besorgnis, sondern eher ein leises Lächeln.

«Darf ich wohl einen Besuch machen?» fragte Axel seinen vorgesetzten Offizier. Er bekam die Erlaubnis.

Er lief den kurzen Weg in den Pfarrhof. Die Witwe aus Aberdeen, Hermelinchens Gouvernante, stand gerade vor der Tür, erschrak über den herbeistürzenden Pagen und fragte: «Sind wir befohlen?» Nein, nein, Ihre Majestät hüte das Bett, oder doch das Zimmer. Er aber wolle Hermelinchen sprechen.

«Die Baronesse Mary von Hermelin», berichtigte die Schottin streng, sah in Axels Gesicht, dachte, er ist ja ein Junge, gleicht nicht Lord Byron, der schon mit vierzehn Jahren Liebesabenteuer suchte. Man konnte der kleinen Mary wohl etwas Abwechslung gönnen, denn hier gab es keine reinlichen Kinder im Dorfe zur Gesellschaft.

«Sie wollen ihr wohl zum Geburtsag gratulieren? Der ist aber erst morgen, Herr Junker.»

Geburtstag? Axel genierte sich sehr, denn er hatte kein Geschenk zur Hand. Da fiel ihm ein, in seinem spärlichen Gepäck befand sich sein Wertstück, ein eiserner Ring mit Heilrunen, den Knechte aus dalekarlischer Erde gegraben. Sein Vater hatte ihn vergolden lassen, damit er nach mehr aussah, und ihm geschenkt.

Axel rannte in das Herrenhaus zurück und holte seine Kostbarkeit.

Was sollte Hermelinchen mit diesem Ring anfangen, der für einen riesenhaften dalekarlischen Mann der Vorzeit berechnet war? Hermelinchen besann sich ein wenig, dann holte sie ein silbernes Büchschen herbei und schlug Axel vor, sie wollten darin den Ring tief in ihrem Schatzhaus unter den Eibenwurzeln vergraben. «Dann habe ich ein Geheimnis, Axel.»

«Und du vergisst mich nicht, Hermelinchen? Schreibst du mir auch einen Brief, wenn ich wieder in Stockholm bin?»

Nein, nein. Hermelinchen durfte nur an ihre Stiefmutter schreiben, und das las zuerst Mrs. MacLean, und dann musste es an den Onkel Grafen Sandels eingeschickt werden, ob es auch richtig sei. Zweimal hatte sie schon andere Briefe geschrieben, an den Sohn des Küsters zu Hause in Schottland und an die alte Magd, die ihre Katze hütete. Beide hatte der Onkel an Mrs. MacLean zurückgesandt mit dem Befehl, er wünsche nicht, dass seine Nichte Briefe schreibe oder erhielte, ehe sie erwachsen sei.

Axel wurde sehr nachdenklich. «Ich darf dir also erst schreiben, wenn ich dich heiraten und nach Stockholm holen kann?» sagte er in grosser Einfachheit.

«Du kommst doch übers Jahr wieder, ein Jahr ist kurz», fand Hermelinchen.

Und nun trat ein, was Graf Sandels, das Gefolge, die Seeoffiziere und alle Eingeweihten erwartet hatten:

Ihre Majestät, die Königin Desideria, fuhr in einer Barke hinaus aufs Meer. Sie sah ihr Schiff im Frühlicht schimmern. Sie streckte sehnend die Arme aus. Aber sie sah auch die weite Wasserwüste, und in ihr sonst so tapferes Herz floss leidenschaftliche Angst. Ihre Nerven erbebten, ihre Pulse flogen. Sie vermochte es nicht, sich der ungeheuren See anzuvertrauen. Sie fühlte, nie würde sie Marseille erreichen, nie würde sie zu Gatten und Sohn zurückkehren, Sturm und Wellen würden das Schiff verschlingen, wenn es sie trug.

Und so gab sie mit weinender Stimme den Befehl zur Rückkehr nach Stockholm.

In dem Pagen Axel rangen Enttäuschung und Freude miteinander. Es tat ein wenig weh, nicht in das herrliche Frankreich zu kommen, und es tat wohl, Schweden, das Hermelinchen barg, nicht zu verlassen.

Graf Sandels und das höfische Gefolge erlebten den Auftritt nicht zum ersten Male, ihre Worte und ihre Haltung waren erprobt. Auch die Nachtlager für die Rückreise hatte man schon bestellt. Es ging alles in einer bewährten Gewohnheit, von der nur die Königin Desideria nichts wusste, denn sie besass viel Phantasie.

Die kleine Baronesse von Hermelin war natürlich auch am Strand mit ihrer Gouvernante, und als sie die mächtige Königin sich wieder dem Wagen nähern sah und das Scheitern der Unternehmung begriff, kam sie heran, küsste der Königin die Hand und sagte: «La Suède désire Désirée.»

«Du bist ein himmlisches Kind», antwortete die Königin, und der Page fand das auch.

Sollen wir nun erzählen, wie Jahr um Jahr Desiderias Pläne aufrauschten, sich zur Reise verdichteten und vor dem Anblick des offenen Meeres zerschellten? Sollen wir erzählen, wie ein Junge zum Jüngling, ein kleines Mädchen zur Konfirmandin wurde? Nein, dieses braucht es nicht. Es gibt Jungen, die mit vierzehn Jahren ihren ererbten, festen Charakter haben, den auch der Vater, der Vorfahr besass. Sie wissen, was sich schickt und was unpassend ist, und sie wissen auch, was sie wollen.

‚Ich will Offizier und Kammerjunker werden', stand für Axel Güldenstjerna fest. 'Und ich will mein Hermelinchen.'

(Fortsetzung auf Seite 4)

SYNTEC
Der gute neuartige Topfreiniger

Sonderseite zu «Schweizer Frauenblatt» Freitag, 22. November 1963 Nr. 24/133

Schriftleitung: Veronica Müller, Zürcherstr. 11, Basel, Tel. (061) 41 06 94

Mitteilungsblatt des Schweiz. Bundes abstinenter Frauen

Neue Folge des Wegweisers zur Frauenarbeit gegen den Alkoholismus

Angeschlossen dem christlichen Weltbund abstinenter Frauen (World's Women Christian Temperance Union, WWCTU)

Frauen-Zeitungen im Tross der Whisky-Fabrikanten?

Woher stammen diese Leseproben?

«Trinken Sie gerne Whisky? Oh, pardon, natürlich ist das keine Frage.» Also: Sie trinken gerne Whisky. Denn erstens ist das Schottengetränk en vogue, zweitens bekömmlich und drittens überhaupt einfach gut. Sie glauben, für Damen sei's zu stark? Mitnichten. Wenn Sie nicht unbedingt darauf bestehen, es in Schottenmanier — ganz pur und naked und ohne Eis und Wasser — zu trinken, sollte eigentlich vom Grossmütterchen bis zum zartesten Teenager jede Dame zwei drei Whiskies vertragen, ohne gleich ungewollt zu einem Heiterkeitserfolg zu werden. Im Gegenteil: Sehr ladylike, der Whisky — solange man ihn nicht gleich aus der Flasche trinkt... Uebrigens: Es gab einmal eine Zeit, so um den Sonnenkönig herum, da gehörten sehr starke alkoholische Getränke zum modischen Accessoir jeder eleganten, hochstehenden Frau. Die Geliebte des Sonnenkönigs, die Herzogin von Lavallière, liess sich als letzten Modeschrei sogar einen Schnapsschrank in den Betschemel einbauen ....

Leseproben aus dem Prospekt eines Whisky-Fabrikanten, der sein Produkt jeglicher Verantwortung bar anpreist? Nein! Sie stammen aus einer Frauenzeitschrift, *nämlich der* ELLE. *Acht Seiten ihres grossen Formats hat sie in Nr. 20/1963, unter dem Titel «Whisky Colors», der Propaganda für den Whisky und für whiskyumhauchte Kleider und Kosmetikartikel gewidmet.*

Eine weitere Frauenzeitschrift, die «Annabelle», hat einige Wochen früher (Nr. vom 7. August 1963) einen Wettbewerb im Zeichen des Whiskys *veranstaltet. Als einer der ersten Preise winkte — unter dem Patronat des White-Label-Whisky-Produzenten — eine Reise nach Schottland, von der die «Annabelle» whiskytrunken säuselte: «Der Traum von Whisky... Zu Gast sein in einer der grössten Whiskyfirmen, empfangen werden mit vollen Gläsern.» Als weitere Preise gab es da: eine* Kiste *White-Label-Whisky, sowie* 20mal eine Flasche *White-Label-Whisky. Dazu enthüllte «Annabelle» auf einer weiteren Seite die «Wissenschaft vom Whisky», gefolgt von einer Auswahl von Rezepten für Drinks mit Scotch Whisky.*

Unter Einsatz von Riesensummen

für ihre Reklame, haben die Whisky-Fabrikanten es verstanden, im Laufe der letzten Jahre Whisky zu einem Modegetränk *werden zu lassen. Durch raffinierte Texte, wie sie sich in der «ELLE» wiederfinden, haben sie es auch verstanden, den Eindruck zu erwecken, Whisky sei bekömmlich, er sei* gesund. *Sie unterschlugen dabei die Angabe, dass* Whisky ein alkoholstarkes Getränk *ist, enthält er doch durchschnittlich 42—45 Vol.-% Alkohol. Auch wenn er nicht «pur and naked», sondern zur Hälfte verdünnt genossen wird, stellt er noch immer ein alkoholreiches Getränk dar, das auf keinen Fall der Gesundheit zuträglich ist. Dies ist denn auch die Meinung eines bekannten schweizerischen* Vertreters der inneren Medizin, Prof. Dr. med. W. Löffler, *Zürich, der erklärte:*

«Dass man Whisky als besonderes Heilmittel empfehlen soll, entbehrt jeder medizinischen Grundlage ... Dass die strengen Whisky-Trinker ihr Nervensystem, ihr Herz und ihr Zirkulationssystem schädigen, ist sicher. Whisky ist unter keinen Umständen ‚gesund', wie das Publikum sagt.»

In ihrer Reklame verfolgen die Whisky-Fabrikanten systematisch *noch ein weiteres Ziel:*

die Beeinflussung der Frau,

diese sachte zu ihren Produkten hinzuziehen — genau so, wie einst die Bierbrauer sich die Gewinnung der Frau für das Biertrinken zum Ziel gesetzt hatten, mit dem Slogan «ladylike».

Und ungezählte Frauen haben sich beeinflussen lassen! Schon in der Dezembersession 1961 des Nationalrates *musste der bundesrätliche Sprecher — als Antwort auf einen Hinweis auf die* beängstigende *Zunahme des Trinkspritverbrauchs und der Einfuhr von Gin und Whisky — feststellen, dass*

auch die Damen Geschmack an den Schnäpsen gefunden hätten und ein grosser Teil der Zunahme auf die Rechnung des Konsums durch Frauen und Töchter zu setzen sei.

Seit dieser Feststellung hat der Import von Whisky weiterhin stark zugenommen. *Hatte er im Jahre 1960 620 539 Liter betragen, so erreichte er 1962 mit 1 084 652 Litern einen vorläufigen Rekord, das Fünffache der Einfuhr von 1955.*

Gleichzeitig meldeten sich die Stimmen der Aerzte, vor allem von Psychiatern und Vertretern der inneren Medizin, die beunruhigt sind ob der

Zunahme des Alkoholismus im allgemeinen und des Frauenalkoholismus im besonderen.

Vor wenigen Monaten hat Prof. Dr. Manfred Bleuler, *Direktor der Heilanstalt Burghölzli, Zürich, in einem öffentlichen Vortrag darauf hingewiesen,*

dass früher gewöhnlich nur Frauen trunksüchtig wurden, die charakterlich schon vorher belastet waren, während heute «die Trunksucht bei an sich gesunden und unproblematischen Mädchen und Frauen häufiger wird.»

Auch die Statistik der Todesfälle wegen Leberzirrhose infolge Alkoholismus *veranschaulicht deutlich die Zunahme des Frauen-Alkoholismus. Betrugen die weiblichen Todesfälle im Durchschnitt der Jahre 1933—1938 40, so verdoppelten sie sich beinahe für 1957—1962, mit durchschnittlich 79 Fällen, um 1962 die Rekordzahl von 86 Fällen zu erreichen.*

Es wäre eine Aufgabe für Frauenzeitungen

angesichts dieser Lage ihre Leserinnen vor den Machenschaften der Whisky-Fabrikanten zu warnen, anstatt sich gar in deren Tross spannen zu lassen. Sollten nicht gerade die Redaktorinnen von Frauenzeitschriften noch viel mehr als ihre männlichen Kollegen sich

soziales Verantwortungsbewusstsein

zur Richtlinie setzen, sich vom Bestreben beseelen lassen, ihre Leserinnen in gutem *Sinne zu beeinflussen, sie für eine gesunde Lebenshaltung zu gewinnen, um so Wohlfahrt und Glück in die Familien hineinzutragen? Eine Redaktion, die ihre Aufgabe in diesem Sinne zu erfüllen sucht, wird Texten, wie den eingangs zitierten, ihre Spalten nicht öffnen ... auch wenn es sich um hochbezahlte Reklame handelt. Auch Reklameeinnahmen entbinden nicht von Verantwortung!*

Eine würdige, zeitgemässe, von Verantwortungsbewusstsein zeugende Aufgabe für Frauenzeitungen wäre es, die Frau — als Hausfrau, Gattin, Mutter, Gastgeberin — von den antiquierten Trinksitten lösen zu helfen, im Sinne einer Wegleitung, wie sie schon vor zwei oder drei Jahren in der «NZZ» erschienen ist:

«Es unterliegt keinem Zweifel, dass unsere Trinksitten nicht mehr recht ins technische Zeitalter passen ... Der sich einer Maschine bedienende Mensch kommt nicht mehr darum herum, sich neu einzustellen, sich den modernen technischen Gegebenheiten aufgeschlossen anzupassen und sich neue Gewohnheiten zuzulegen.»

Ida Sury

Es gilt heute, nicht nur die neuen Verkehrsregeln zu kennen, sondern sich auch als Gastgeberin umzustellen, mit überholten Bräuchen zu brechen und vermehrt alkoholfreie Getränke aufzustellen, die es heute in so mannigfacher Auswahl gibt, dass für jeden Geschmack das richtige gefunden werden kann. Als Aperitifs kommen Grapefruit-, Tomaten-, Orangen-, Rüebli- oder Randensaft in Frage. Auch der Saft von schwarzen Johannisbeeren (Cassis) mundet herrlich. Für die Zubereitung alkoholfreier Cocktails, Milchmischgetränken, Shakes usw. sind der modernen Gastgeberin überhaupt keine Grenzen gesetzt. Da kann sie ihrer Phantasie freien Lauf lassen und ihre Gäste immer wieder neu überraschen.

A. Kull

«Von der hauswirtschaftlichen Beratungsstelle bis zu Nancy Kwan, der reizenden Gastgeberin, die ihre Geheimnisse enthüllt»

Liebe Leserin, beunruhigen Sie sich bitte nicht; wir beabsichtigen nicht, nach berühmtem Muster, in Zukunft unser Blatt durch zügige Titel interessant zu machen. Zwar, diesmal kommen wir nicht darum herum, vom Blick zu reden. Bloss meinen wir damit nicht das vielbesprochene Blatt, sondern wir meinen *Ihren Blick, den Blick und die Aufmerksamkeit der Frauen* auf das Geschehen rings um sie her. Zum Beispiel darauf, wie gewisse Reklamefachleute, immer mehr darauf ausgehen, auf harmlose Art und Weise, durch Beratung, durch Gratisvorführungen usw. ihren Produkten auf Umwegen den Weg ins Publikum zu bahnen.

In den «Basler Nachrichten» vom 11. November 1963 war kürzlich zu lesen, dass in den Demonstrationsräumen des Gas- und Wasserwerkes ein, in wahren Heerscharen anstürmendes Publikum gastfreundlich verpflegt wurde, und — mehr am Rande — Ratschläge zur Bewirtung von Gästen erhielt. «Wie wir erfahren haben, erstreckten sich diese Ratschläge nicht bloss auf die Herstellung exquisiter Gerichte; auch die Getränke wurden eingehend gewürdigt; war doch im Bericht die Rede von einem neuartigen *Fruchtsaft-Apéritif mit einem Wodkageschmack!!!* ... Ob man wohl hoffte, mit dieser eigenartigen Mischung ‚allen Leuten recht zu tun' — das bekannte Sprichwort damit Lügen strafend?»

Den beiden Veranstaltern, die im Gaswerk Gastrecht genossen, lag offenbar ganz besonders am Herzen, den vielen Frauen wirklich alle Möglichkeiten aufzuzeigen, welche die heutige Alkoholindustrie einer Gastgeberin bietet. Nur, eben nicht zu einer, im Zeitalter des motorisierten Verkehrs, zeitgemässen Bewirtung, sondern zu jener, die auf völlig antiquierten Trinksitten beruht. Die lernbeflissenen Zuhörerinnen wurden entlassen, versehen mit reichem Rezeptmaterial wie:

«Köstliche Rezepte mit Rum Negrita. Die feinsten Leckerbissen mit Grand Marnier Liqueur, Drinks and Cocktails, Anleitung zur ‚Wodka-Party' mit ‚Smirnoff, dem Geist der Party', und — was in solch ‚geistreicher' Umgebung nicht zu verwundern ist — die im Titel erwähnte ‚reizende Gastgeberin Nancy Kwan, freigebig exotische Rezepte und weitere Geheimnisse enthüllend'».

Und nun fragen wir: Wer oder was veranlasst die «Hauswirtschaftliche Beratungsstelle eines Staatsbetriebes», sich mit solchen Veranstaltungen in den Propagandadienst einer Spirituosen-Import-Firma einspannen zu lassen?

Der Hauswirtschaftliche Beratungsdienst des Gas- und Wasserwerks ist dank seiner initiativen und tüchtigen Leiterin sehr geschätzt und geniesst grosses Vertrauen. Mit solchen «getarnten» Beratungen setzt er dieses Vertrauen aufs Spiel.

J. v. M.

Der Smoking im Kornfeld

Surrealisten heissen jene Künstler, deren Anliegen es ist, überwirklich traumhafte Vorstellungen in Bild und Wort festzuhalten wie etwa Kamele mit fadendünnen Spinnenbeinen in einer tropisch besonnten Landschaft oder Fische mit zwei Beinen, die in einem paradiesischen Garten herumspazieren. Die Tiefenpsychologen unter den Reklameberatern verstehen es nun, die seelische Wirkung derartiger Kunst in den Dienst ihrer Auftraggeber zu stellen: da wogt ein goldgelbes Kornfeld unter tiefblauem Himmel; inmitten der reifen Aehren sitzt ein Herr im Smoking und füllt aus einer Flasche sein Glas mit goldgelber Flüssigkeit. Darunter ein Text, in dem das wogende Kornfeld, der herrliche Sommertag und der köstliche Whisky in überschwenglichen Worten miteinander in Beziehung gesetzt werden. Der Leser muss zur Ueberzeugung kommen, dass er jederzeit und beliebig oft aus der Whiskyflasche, Marke Y, diesen reinen Sommertag mitsamt der unbekümmerten Eleganz des noblen Herrn hervorzaubern kann. Denn das aus Korn gebrannte Getränk spendet ja all das und noch vieles mehr dazu. Ein 15jähriger Gymnasiast hat drei Klassenkameraden ins Elternhaus eingeladen, um gemeinsam einen lustigen Abend zu verbringen. Nun sitzen sie vor dem Fernsehschirm, trinken Whisky und rauchen pausenlos. Um 2 Uhr früh ist einer berauscht und muss von einem Kameraden, der weniger getrunken hat, heimgebracht werden. Die Eltern des Einladenden finden, man müsse die Buben frühzeitig an die gesellschaftlichen Umgangsformen gewöhnen, schliesslich bestehe die Erziehung nicht in ängstlichem Fernhalten aller Gefahren, und überhaupt sei Freiheit das höchste Gut.

Das Bild von Halbwüchsigen, die im Einverständnis der Eltern Ketten rauchen und sich mit Whisky betrinken, wäre noch vor wenigen Jahren beinahe so surrealistisch gewesen wie die Kamele mit den Spinnenbeinen. Dank dem inzwischen erzielten Fortschritt in den Werbemitteln sind die geschilderten Festlichkeiten durchaus realistisch geworden und in Europa an der Tagesordnung.

Vielleicht ist eben Freiheit doch nur unser zweithöchstes Gut — über ihr steht die Verantwortung.

Moderne Aspekte der Alkoholfrage

An der Personalkonferenz des Schweizer Verband Volksdienst vom 9. bis 14. September 1963 wurde ein Tag dem genannten Thema gewidmet. Auch unser Bund wird jedes Jahr in freundlicher Weise eingeladen und kann eine Delegierte senden. Wir möchten an dieser Stelle der Leitung des SV herzlich danken für diese wertvolle Möglichkeit der Anteilnahme und des Kontaktes, den wir zu schätzen wissen.

Zum Thema: **Alkohol und Arbeitssicherheit** sprach Herr Dr. phil. H. Potter von der Schweizerischen Unfallversicherungsanstalt Luzern.

Wie verheerend sich der Alkoholgenuss im Strassenverkehr auswirkt, ist bekannt. Dass sich der Alkoholmissbrauch auch auf die Sicherheit bei der Arbeit und auf die Arbeitsleistung nachteilig auswirkt, liegt auf der Hand. Man muss annehmen, dass verhältnismässig viele Arbeitsunfälle dem Alkoholgenuss zuzuschreiben sind. Allerdings ist es schwierig, das Ausmass dieser Wirkung zahlenmässig festzuhalten aus folgenden Gründen:

Vor allem wissen die meisten Menschen nicht, dass schon recht kleine Alkoholmengen einen Unfall begünstigen können. Dann will niemand — was menschlich verständlich ist — einem Verunfallten oder seinen Hinterbliebenen schaden, indem er durch Hinweis auf seine Angetrunkenheit zur Kürzung der Versicherungsleistung (10 Prozent) beiträgt. Oft wird der Alkoholmissbrauch als Unfallursache nicht erkannt, weil unmittelbar nach einem Unfall die ganze Aufmerksamkeit den Unfallfolgen und den Bemühungen um erste Hilfeleistung zugewendet wird.

In verschiedenen französischen Grossbetrieben wurden in der Zeit von September 1956 bis Mai 1960 Blutproben entnommen bei 1000 Verunfallten und etwa 3000 Kontrollpersonen, d. h. bei Leuten, die zu periodischen ärztlichen Untersuchungen antreten mussten. In bezug auf die Unfallhäufigkeit zeigte sich, dass die Arbeiter mit den Blutalkoholkonzentrationen von mehr als 0,25 Prozent (wo schon die ersten Störungen des Sehvermögens, des Gleichgewichtsapparates, der Aufmerksamkeit auftreten) 50 Prozent mehr Unfälle erleiden als diejenigen mit den niederen Blutalkoholwerten. Ferner wurde festgestellt, dass die Wahrscheinlichkeit der Wiederholung eines Unfalls bei der Gruppe mit der höheren Blutalkoholkonzentration doppelt so gross ist wie bei der Gruppe mit den niedern Werten. Daraus ergab sich, dass 7½ Prozent aller Arbeitsunfälle überhaupt und 15 Prozent der schwereren Arbeitsunfälle, d. h. mit Arbeitsunterbrechungen von mehr als 2 Wochen, eindeutig dem Alkoholmissbrauch zuzuschreiben werden müssen. Eine Untersuchung im Zeughaus Brest zeigte, dass 10 Gewohnheitstrinker in einer bestimmten Zeit 41 Unfälle mit insgesamt 608 Arbeitsausfalltagen aufwiesen, während 10 Nichtalkoholiker zusammen nur 9 Unfälle mit 90 Arbeitsausfalltagen hatten.

In unserem Land werden noch keine systematischen Untersuchungen durchgeführt.

Sodann gibt es Wechselbeziehungen zwischen **Alkohol und Giftstoffen.** Der Alkohol hat die Eigenschaft, nicht nur selbst als Gift zu wirken und so die allgemeine Widerstandskraft zu schwächen, sondern zudem — auch wenn er nur in geringen Mengen genossen wird — die Wirkung zahlreicher Giftstoffe in gefährlicher Weise zu steigern.

Nach dem Einatmen von **Kalkstickstoff,** einem synthetischen **Düngemittel,** kann durch Genuss von zwei Glas Bier die Giftwirkung auf das Vielfache erhöht werden. Schwere Atemnot wurde häufig beobachtet bei Personen, die vor dem Streuen dieses Düngemittels oder sogar einige Stunden danach ein Glas Bier getrunken hatten.

Wer **Dämpfen von Trichloäthylen** u. ä. Lösungsmitteln ausgesetzt ist, z. B. bei der Kleiderreinigung sollte vor und während der Arbeit keine alkoholischen Getränke zu sich nehmen. Weitere Stoffe, deren Giftwirkung durch Alkohol erhöht wird, sind aromatische Nitro- und Aminoverbindungen, Benzol, Anilin, Blei, Quecksilber usw. Beim Umgang mit ihnen ist deshalb der Alkohol zu meiden.

Wer den heutzutage gestellten Anforderungen — nicht zuletzt in bezug auf die Arbeitssicherheit — gewachsen sein will, muss deshalb alles vermeiden, was zu einer Beeinträchtigung der Funktion seiner Sinnesorgane und seines Nervensystems beitragen könnte.

Durch den **Alkohol** beeinträchtigt werden vor allem die Funktionen der **Sinnesorgane, also Geruchsinn** und das **Sehvermögen.**

Noch gefährlicher als die Störungen der Sinnesorgane sind die Beeinträchtigung der Funktionen des Nervensystems; und die enthemmende Wirkung des Alkohols z. B. schon bei zwei Glas Bier lassen den Menschen seine Leistungsfähigkeit überschätzen und die Gefahr unterschätzen, womit er nicht nur sich, sondern Mitarbeiter gefährdet. Alkoholmissbrauch setzt auch den Gesundheitszustand stark herab. So sind schätzungsweise gegen 50 Prozent aller Männer der allgemeinen Abteilung des Kantonsspitals St. Gallen mit Alkoholschäden behaftet. **Die leistungsmindernde Wirkung** des Alkohols zeigte sich an folgenden Beispielen: Schriftsetzer leisteten nach Einnahme von einem halben lt. Wein von Viertelstunde zu Viertelstunde um 10,6 Prozent bzw. 18,9 Prozent schlechtere Arbeit, während sie ein Gefühl erhöhter Leistungsfähigkeit hatten. Beim Maschinenschreiben bewirkt der Alkohol sowohl eine Erhöhung der Fehlerzahl als auch eine Verlängerung der Schreibzeit. Nach Einnahme von 3 dl Wein stieg die Felderzahl um 67 Prozent. Als die gleiche Menge in den leeren Magen getrunken wurde, erhöhte sich die Fehlerzahl um 105 Prozent. Zusammenfassend lässt sich feststellen: Wahrscheinlich müssen 10 Prozent aller Betriebsunfälle dem Alkoholmissbrauch zugeschrieben werden. Beeinträchtigungen der Sicherheit, der Gesundheit und der Leistungsfähigkeit sind durchwegs Auswirkungen, die sich in Industrie und Gewerbe nur nachteilig auswirken.

Welche Massnahmen sind angezeigt, um in Betrieben dem Alkoholmissbrauch wirksam entgegenzutreten?

Z. B. helfen technische Massnahmen, Aufenthaltsräume erträglicher zu machen (Klima-Anlage, Ventilation). Eine der wichtigsten Massnahmen ist die Abgabe von gesunden alkoholfreien Getränken wie Milch (Milchautomaten). Gute Organisation des Getränkeverkaufs. Eine grosse Giesserei fördert den Verkauf alkoholfreier Getränke dadurch, dass sie diese um mindestens 10 Rp. billiger abgibt als Bier. Grundsätzen sollten Getränke nur gegen **Barzahlung** verkauft werden. Empfehlenswert ist die wöchentliche Vorauszahlung bei gleichzeitiger Abgabe eines Abonnements. Dies ist besonders wichtig **auf** Bauplätzen, wo auch die Poliere gewonnen werden sollen und evtl. interessiert durch Provision am alkoholfreien Getränkeverkauf.

(Fortsetzung folgt)

(Fortsetzung von Seite 1)

warum sage ich Dir nicht, was er gesagt hat? Er brach in Entzücken aus über Dein glänzendes Latein, Deine Korrektheit, Deine Gelehrsamkeit, die Aeusserungen Deiner zärtlichen Liebe zu mir.» Daraufhin zeigte Sir Thomas dem Kirchenfürsten von Margaret verfasste Redeübungen und ihre Gedichte; und der hohe Würdenträger entnahm seinem Beutel ein portugiesisches Goldstück, dass Sir Thomas seiner Tochter in eben diesem Brief (vom 11. September 1522) übersandte, begleitet von der väterlichen Mahnung, sie möge sich korrekt bedanken und so elegant schreiben, wie sie es nur vermöchte. «Scribe ad eum gratias accurate, et literas quam potes elegantissimas!»

Dann beschwert sich Sir Thomas lächelnd, dass die «carissima Margareta» ihn viel zu scheu und bescheiden um Geld gebeten habe, wüsste sie doch, wie gerne er es ihr geben würde und wie sehr er ihre Briefe begrüsse: «Nicht nur jede Zeile möchte ich mit einer philippischen Goldmünze vergelten — so bedachte Alexander den Dichter Choerilus —, sondern ich würde jede Silbe mit zwei Goldstücken belohnen, wenn es bei mir stünde!» Doch sendet er ihr nicht mehr, als sie wünscht, damit sie ihn neu bitten muss und er ihr neu geben kann, denn er möchte gern von ihr gebeten und umschmeichelt sein, «deren Tugend und Wissen sie ihm am liebsten unter allen machen».

Es scheint, Thomas More hat auf Margaret die Liebe zu ihrer Mutter übertragen, die bei Johns Geburt gestorben war: denn seine zweite Frau, die Witwe Alice, die seinen Kindern eine gute Hausmutter wurde, beschreibt er in einem Brief an Ulrich von Hutten als «nec bella, nec puella». Nun heiratete gerade seine Lieblingstochter — in einer Zeit der Ketzerverfolgung in England — einen Mann mit ausgesprochen protestantischen Neigungen: William Roper. Er war Jurist, wie Sir Thomas More, und gehörte dem nämlichen königlichen Gerichtshof an, der später Morus verurteilt hat. Da Sir Thomas das Haus in Chelsea durch einen Anbau erweitert hatte und er alle seine Kinder gern um sich behielt, lebten auch die Jungvermählten mit ihm unter einem Dach. Margarets Empfindungen und Gedanken können wir nur erraten. Ein Gespräch zwischen ihrem Vater und William Roper ist uns überliefert: Sir Thomas diskutierte mit ihm im Garten die Ueberzeugungen der alten und der neuen Lehre, ohne dass seine Argumente, ja Beschwörungen etwas geholfen hätten, «to call him home»; «und darum, Meg, will ich nicht länger mit ihm streiten und disputieren, sondern will ihn in Frieden lassen und Gott für ihn bitten».

Thomas More überliess die Entwicklung der Zeit. Er liess die Seinen gewähren. Nie hat er einem Menschen seine Meinung aufgedrängt. Enttäuschungen — sein Sohn John war nicht sehr intelligent, aber er liebte seine natürliche Art — und Rückschläge — seine Scheuern brannten ab — haben ihn nicht übermässig berührt und liessen seine Familie mit den elf Enkelkindern, dem Gesinde und dem Narren in der häuslichen Eintracht leben, die Holbein Erasmus geschildert hat. Zu jener Zeit war More der grosszügige Gastgeber, der Mann von Welt, der heitere Spötter, der die Zeit bewegende Bücher schrieb (die «Utopia») und mit Männern befreundet war, die dem Jahrhundert das Gesicht gaben. Es war das die glückliche Zeit, in der Heinrich VIII. gelegentlich Gast in Mores Hause war und der König, wenn sie abends durch den Garten zur Themse gingen, den Arm um seinen Kanzler legte. Es war die Zeit, ehe Heinrich die Ehe mit Katharina von Aragon löste und in der Folge auf seine Anerkennung als Oberhaupt der Kirche Englands schwören liess.

Doch begann More bereits in der noch unbeschwerten Zeit mitunter ein härenes Busshemd zu tragen. Niemand von seinen Kindern wusste es. Nur Margaret. Sie hat es für ihn gewaschen. Eine Geste von ihr ist uns überliefert. Das bedeutet mehr als ein Gedicht, denn sie ist schöner als geschriebene Worte: An einem Sommerabend im Chelsea-Haus hatte Thomas More sein Wams abgelegt, wobei sich sein härenes Hemd verschob, so dass es Anne Cresacre (Johns Frau) gewahrte und darüber lachte. In dem Augenblick kam Margaret ihrem Vater zu Hilfe und schob ihm das härene Hemd still und selbstverständlich unter seine Oberkleider zurück.

(Fortsetzung folgt)

Abdrucksrecht und Cliché verdanken wir der NZZ

Wäsche trocknen leicht gemacht

In 3 Minuten: 10 kg Gross- oder Kleinwäsche bügeltrocken.

Enorm leistungsfähig: ganze Waschmaschinenfüllung auf einmal! Sogar Wollsachen und feinste Gewebe.

Ueberall aufstellbar. Stets zur Hand und leicht versorgt. Geräuschlos.

Diese zu Zehntausenden bewährte elektrische Wäschezentrifuge kostet nur **Fr. 186.—.**

Verlangen Sie Gratisprospekt vom Fabrikanten:

Saturn AG, Urdorf ZH, Tel. 051 / 98 69 86

Neue Marktvoraussetzungen in der Lebensmittelindustrie

Dr. H. Hch. Oswald, Thayngen

(Schluss)

Die Alleinstehenden

Fünftens hat sich eine beachtliche Veränderung der Konsumentenstruktur insofern vollzogen, als früher unverheiratete Familienmitglieder oft in Gemeinschaft mit Eltern und Geschwistern lebten, während sie heute, besonders in städtischen Verhältnissen, oft alleinstehend sind. Diese Tendenz drückt sich, zusammen mit anderen Faktoren, in der Abnahme der durchschnittlichen Familiengrösse aus:

	Personen/Haushalt
1850	4,9
1880	4,6
1910	4,5
1941	3,7
1950	3,7
1960	3,4

In der deutschen Bundesrepublik waren im Jahre 1962 von der Gesamtzahl aller Haushaltungen 19 Prozent Einpersonenhaushalte, 26 Prozent Zweipersonenhaushalte, und nur ein Drittel aller Haushaltungen zählte mehr als drei Personen. Das gleiche Bild zeigt sich übrigens auch in der Struktur des Wohnungsmarktes, indem zum Beispiel der prozentuale Anteil von Einzimmerwohnungen an der Gesamtwohnungszahl der Stadt Zürich wie folgt angestiegen ist:

1940	2,8 %
1950	3,3 %
1962	6,4 %

Es ist einleuchtend, dass die tägliche Küchenführung eines Zweipersonenhaushaltes oder gar der Alleinstehenden in ausgeprägtem Masse auf Vereinfachung tendiert. **Das Haushalten in der Einzimmerwohnung mit Kochnische** setzt geradezu voraus, dass vor allem solche Speisen gekocht werden, die keines langen Rüstens mehr bedürfen und deren Zubereitung in den knappen Raumverhältnissen (Geruchbildung!) durchführbar ist. Dies heisst allerdingt nicht, dass damit etwa eine Rückkehr zu spartanischer Einfachheit begonnen hätte. Der erreichte Lebensstandard soll vielmehr in allem, und in der Nahrung ganz besonders, gehalten oder sogar verbessert werden, aber eben mit Mitteln, welche dem Nutzniesser alle lästigen und zeitraubenden Hilfsarbeiten ersparen.

Die Konsumenten der höheren Altersklassen

In sechster Linie hat der Markt durch den veränderten Altersaufbau der Konsumenten eine weitere Wandlung von grosser Tragweite erfahren. Zufolge der gestiegenen durchschnittlichen Lebenserwartung von 40 Jahren Anno 1875 auf fast 70 Jahre in unserer Zeit zeigt der prozentuale Bevölkerungsanteil nach Altersklassen in den letzten 100 Jahren eine beträchtliche Zunahme der über Sechzigjährigen, was aus der nachstehenden Tabelle ersichtlich ist:

	60—79 %	80 + mehr %	60 + mehr %	80 + mehr absolute Werte
1860	7,9	0,5	8,4	11 600
1880	8,4	0,4	8,8	12 700
1900	8,7	0,5	9,2	17 100
1920	8,6	0,6	9,2	24 800
1930	10,0	0,7	10,7	28 800
1941	12,2	0,9	13,1	39 300
1950	12,8	1,2	14,0	55 600
1960	13,6	1,5	15,1	82 400

In absoluten Zahlen hat sich die Zahl der mindestens Achtzigjährigen seit 1860 verfünffacht, während sich die Gesamtbevölkerung nur verdoppelt hat. Strukturell entscheidend ist vor allem, dass heute der Anteil der mindestens Sechzigjährigen 15,1 Prozent des Totals beträgt gegenüber 8,4 Prozent im Jahre 1860.

Tatsache ist also, dass es immer mehr Konsumenten der höheren Altersklassen gibt, deren Bedürfnisse nach zwei Seiten Probleme aufwerfen: einmal nach der dem Alter entsprechenden ernährungsphysiologischen Zusammensetzung und zum anderen nach der Zubereitung, die besonders bei komplizierteren Gerichten alten Leuten vermehrte Schwierigkeiten verursacht. Während nun auf der medizinisch-pharmakologischen Seite schon vieles in dieser Richtung getan worden ist, hat die Nährmittelindustrie dieser altersmässigen Umschichtung erst in jüngster Zeit besondere Aufmerksamkeit geschenkt und die aus der gestiegenen Lebenserwartung neu entstandenen Bedürfnisse in ihre Programmierung einbezogen. Die Erfahrungen, welche in dieser Richtung gesammelt worden sind, erscheinen vielversprechend und haben bereits auf dem amerikanischen Markte in Form der «Geriatrics» (Spezialnahrung für alte Leute) ihren Niederschlag gefunden. Die «vorfabrizierten Elemente» der Mahlzeit — um einen Ausdruck aus der modernen Bautechnik zu brauchen — sind heute nicht mehr wegzudenken, wenn die alten Leute in ihrem Lebensgenuss nicht fühlbar eingeschränkt werden sollen.

Der technische Fortschritt

An siebenter Stelle ist schliesslich als besonders wirksames Stimulans für den zunehmenden Vereinfachungstrend in der Küche der auf diesem Gebiet erreichte technische Fortschritt während der letzten Jahrzehnte zu nennen. Ohne diese Leistung hätte die aus den aufgezeigten Gründen sich entwickelnde Nachfrage wohl nie das heutige Ausmass erreicht. Heute sind gewisse im Fabrikbetrieb vorpräparierte Speisen bzw. ganze Menüteile in einer Qualität verfügbar, die höchsten kulinarischen Ansprüchen standhält. Hat sich somit die gewissenhafte Hausfrau in den Anfängen der Lebensmittelfabrikation sehr oft aus qualitativen Gründen bemüssigt gefühlt, die betreffenden Nahrungsmittel selbst herzustellen, so ergibt sich heute für sie in vielen Fällen umgekehrt die Frage, ob sie ein mögliches Misslingen des hausgemachten Gerichts gegenüber der risikolosen Zubereitung des vorfabrizierten Produktes überhaupt in Kauf nehmen darf. Höhere Genauigkeit der maschinellen Dosierung gegenüber dem Handabwägen im Haushalt, exakte hygienische Vorkehrungen und Qualitätskontrolle in Lagerhaltung bzw. Zubereitung in der Fabrik und besonders die von Fachleuten geschaffenen originellen Rezepte haben die Marktvoraussetzungen zugunsten des Fertigproduktes verändert. Das anfänglich gegen die industrielle Nahrungsmittelzubereitung von der Qualitätsseite her in Konsumentenkreisen bestehende Misstrauen ist somit endgültig überwunden.

Auch die gegen den Nährwert der konsumfertigen Nahrung in der Vergangenheit erhobenen Einwände sind gegenstandslos geworden, nachdem heute die technischen Methoden der Lebensmittelindustrie die Erhaltung der ernährungsphysiologisch wesentlichen Bestandteile grösstenteils gewährleistet. Immer mehr zeichnet sich auch das Streben nach einer auf die spezifischen Bedürfnisse des einzelnen Konsumenten ausgerichteten Ernährung ab, zum Beispiel eiweisshaltige Fertigprodukte für geistig Tätige oder Diätnahrung für Schonkostbedürftige usw. Ebenso gewinnen in der Fabrikation diejenigen Stoffe an Bedeutung, welche die Gesundheit und Lebenserwartung günstig beeinflussen (zum Beispiel Verwendung ungesättigter Fettsäuren, Erhaltung bzw. Zusetzung notwendiger Vitamine und Spurenelemente usw.). Generell ist bei der Produktschaffung eine unter allen ernährungsphysiologischen Gesichtspunkten ausgewogene Nahrung (balanced food) in den Brennpunkt des Interesses gerückt. Auch in dieser Hinsicht wird dazu beigetragen, für industriell vorfabrizierte Produkte beim Konsumenten Vertrauen zu schaffen.

Der Siegeszug konfektionierter Lebensmittel

Zufolge dieses unter allen Aspekten steigenden Goodwills konsumfertiger Nahrung hat ganz besonders seit dem Zweiten Weltkrieg eine zunehmende Verlagerung vom hausgemachten Produkt auf das Fabrikprodukt stattgefunden. Dabei wird der Umfang dieser Entwicklung oft unterschätzt, weil sie nur allmählich und schrittweise vor sich geht und deshalb aus der Gewöhnung bald zur Gewohnheit führt. **So werden zum Beispiel die Teigwaren (Nudeln, Spaghetti usw.) den einst selbstgemachten Mehlspeisen fast ausnahmslos vorgezogen.** Ein weiterer Beweis in dieser Richtung liegt darin, dass der weitaus grösste Teil aller in unserem Lande konsumierten Ravioli aus Konserven stammt. Nur noch der gastronomische Spezialbetrieb kann mit diesem Fertigprodukt gütemässig in Wettbewerb treten. Aehnlich verläuft die Entwicklung bei fabrikmässig hergestellten Konfitüren, die durch ihre hohe Qualität und den relativ günstigen Preis das Einkochen von Früchten und Beeren, besonders in städtischen Verhältnissen, immer weniger interessant machen.

Eine typische Erscheinung dieser Art ist die steigende Beliebtheit von Suppen- und Bouillonpräparaten, indem schon heute nicht weniger als 65 Prozent aller in der Schweiz gegessenen Suppen und Bouillons mit Hilfe vorfabrizierter Erzeugnisse zubereitet werden, während in den Vereinigten Staaten der Anteil von kochfertigen Suppen am Totalsuppenkonsum noch wesentlich höher liegt.

Das «schlechte Gewissen» der Hausfrau?

Der umwälzende Wechsel von hausgemachten auf industriell vorbereitete Speisen hat also höchst reale und logisch erfassbare Beweggründe. Trotzdem glauben die Motivforscher in dieser Konsumverlagerung ein «schlechtes Gewissen» der Hausfrau herauszuhören, die sich in ihrem Herzen zu grösserer Eigenleistung verpflichtet halte als zur blossen Aufbereitung vorpräparierter Nahrungsmittel für den Tisch. Hier sprechen die Fachleute von einem sogenannten hausfraulichen «Schuldgefühl» (guilty-complex), das sich dem Konsum des zwar als nützlich und praktisch Erkannten gewissermassen aus ethischen Gründen zuweilen entgegenstelle.

Zweifellos mögen derartige Ueberlegungen in der Vergangenheit bei vielen Hausfrauen so lange mitgespielt haben, als in der Wahl von Fertigprodukten um der Bequemlichkeit willen eine Qualitätseinbusse oder wesentliche Ueberteuerung des Produktes in Kauf genommen werden musste. Nachdem nun aber das Fabrikprodukt mit gutem Grunde allgemeines Vertrauen geniesst und dem Verzicht auf Selbstzubereitung durchweg höhere Werte gegenüberstehen, dürfte das Schuldgefühl grundsätzlich der Vergangenheit angehören. Derartige Imponderabilien können auf lange Sicht auch nicht marktbestimmend sein; denn wer über die moderne Entwicklung in ihrer Grundtendenz jammert, beklagt damit den technischen Fortschritt schlechthin, der uns überhaupt erst den Anforderungen unserer Zeit gewachsen macht.

Ausserdem bedeutet der Uebergang vom Althergebrachten zum Neuzeitlichen keineswegs die Ersetzung des Guten durch Primitiveres, wiewohl diese Vorstellung bei Aenderung von Lebensgewohnheiten oft herumgeistert. **Ebensowenig wie das elektrische Licht, welches Kerze und Petrollampe ersetzt hat, die Trautheit des Familienlebens gefährdet, bedeutet die industrielle Vorbereitung zeitgemässer Nahrung einen kulturellen Rückschritt.**

Wie überall, wo der technische Fortschritt Einzug hält, bleibt es dem Menschen überlassen, Atmosphäre und Stimmung hineinzulegen. In dieser Hinsicht fehlt es nicht an instruktiven Hinweisen seitens der Herstellerfirma, wie durch wenige Zugaben ein vorfabriziertes Produkt bzw. Gericht individuell ausgestattet und originell präsentiert werden kann. Vielfach stellt ein solcher «Rezeptdienst», der in Packung und Prospekt, vor allem im Inseratentext und in der Radiowerbung zum Ausdruck kommt, einen wesentlichen Bestandteil des Angebotes dar. Derartige Menüvorschläge und «Küchentips», die von vielen Nahrungsmittelfirmen durch qualifizierte Spezialisten zusammengestellt und ins Publikum getragen werden, haben übrigens mitgeholfen, die Kochkunst im Privathaushalt und die Freude an gepflegtem Essen zu heben. Auch hier sind es wiederum die Ideen, deren Konzipierung und Ausstrahlung die neuzeitliche Produktentwicklung bestimmen und damit die Lebensmittelindustrie ihre volkswirtschaftliche Verpflichtung erfüllen lassen.

Redaktion:
Schweizer Frauenblatt Technikumstrasse 83, Winterthur, Tel. 052/2 22 52/intern 16

Verlag:
Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt»; Präsidentin: Dr. Olga Stämpfli, Gönhardhof, Aarau

Dank «Merkur»-Rabattmarken

33⅓% billiger reisen

denn für 4 gefüllte Sparkarten = Fr. 4.— erhalten Sie 6 Reisemarken im Werte von Fr. 6.—

„MERKUR"

KAFFEE-SPEZIALGESCHÄFT

(Fortsetzung von Seite 2)

Als Fahnenjunker trank Axel ein paarmal etwas zuviel Wein in einer Schenke, in der eine derbe Karin ihn an ihren reichen Busen zog. Doch das ging vorüber. Nur hatte Axel jetzt nicht einzig mehr das schwebende, himmlische, geheimnisreiche Gefühl für Hermelinchen, sondern sehr irdische, männliche Wünsche.

Achtzehn Jahre! ‚Ach wäre sie nur schon im Verlobungsalter!' dachte er, als die sehnlich erwartete Reise der Königin anbrach.

Wieder nahm sie den rührenden Abschied vom Stallmeistersgarten, wieder türmten sich Koffergebirge in den Schlossgängen. Der König kam aus den Gemächern seiner Gemahlin, sah Axel im Vorzimmer, blieb stehen und sprach gnädige Worte, die den Junker mit Entsetzen erfüllten: «Nun, Junker, ich höre, Sie sind in Mathematik sehr beschlagen. Nach der Reise werden Sie auf die Festung Karlsborg versetzt. In zwei Jahren erhalten Sie wieder Reiseurlaub. Karlsborg soll unser stärkster Waffenplatz werden. Sie haben Gelegenheit, rasch Artillerieoffizier zu werden.»

‚Oh, mein verwünschtes Talent!' dachte der erschütterte Junker, ‚Was andern Qual bedeutet, ist mir ein leichtes. Der Kamerad Graf Ralamb hat nie Noten gelernt und kann selbst im Dunkel alles auf dem Fortepiano spielen, und ich weiss jede Lösung einer mathematischen Aufgabe, ohne dass ich nur nachdenke. Wär' es doch umgekehrt!'

Die Reise verlief in ihrem Aeusserlichkeiten wie immer. Was würde Hermelinchen zu seinem Fortepee sagen? Und wie sah sie aus? Ein einziges Mal hatte sie in dem langen Jahr nach Stockholm fahren dürfen. Das kurze Zusammensein war wie ein Traum gewesen. Wenn doch diesmal die Königin länger mit der Rückfahrt zaudern wollte, Axel musste ja tausend Dinge mit sweet Mary sprechen! Auch auf englisch, denn er hatte alle Worte gelernt, die man sagt, wenn man liebt.

Aus dem Hermelinchen war eine schlanke Vierzehnjährige geworden. Doch sie trug noch keine langen Kleider. Sie lief gern weite Wege wie ein Junge und schlug Axel vor, sie wollten am Strand zusammen wandern. Ganz früh am Morgen, wenn die Gouvernante noch schlief und die Königin sich zur Ruhe begab.

Es war so reizend, wie Hermelinchen den herumspringenden Wellen auswich und wie ihr Lachen aufklang, ihre Augen blitzten. Ach, hätte er doch Urlaub, müsste er nicht immer Dienst tun!

Die Baronesse von Hermelin befand sich in der Zeit, da auch ein Mädchen das Wagnis liebt. Sie war mit einem alten Fährmann gut Freund, er lieh ihr seinen Kahn.

«Komm, Axel, wir rudern nach Frankreich», sagte sie und lachte.

‚Das wäre eine Sache', fühlte der Fahnenjunker.

Es war über alle Begriffe schön, so allein mit Hermelinchen durch die glitzernden Wellen zu fahren. In ihre blauen Augen war ein kühner Blick gekommen, aus ihren schlanken Gliedern sprach nun Kraft, ihr helles Haar flimmerte und blendete Axel, als sähe er in die Sonne.

Hermelinchen erzählte, sie würde für den Sommer und Winter oder auf noch länger abgeholt zum Britischen Botschafter nach Berlin. Denn dieser Herr war ein weitläufiger Vetter ihrer Mutter.

Berlin - Karlsborg? «Oh, dann kannst du mir schreiben!» rief Axel und erzählte von seiner Versetzung nach der Festung Karlsborg.

Als die Königin, wie alljährlich, sehnend die Arme nach dem Schiff ausstreckte, aber auch die weite Wasserwüste sah und in ihr sonst so tapferes Herz eine leidenschaftliche Angst floss und sie es nicht vermochte, sich der ungeheuren See anzuvertrauen, sondern die Rückreise nach Stockholm befahl, wurde sowohl dem Fahnenjunker als Hermelinchen der Abschied sehr schwer. Doch sie verbargen dies voreinander. «Weisst du, eine Baronesse von Hermelin kann doch nicht nur in einem Pfarrhof leben, Axel. Nein, nein, ich fürchte mich nicht vor der fremden Stadt. Und du willst doch Offizier werden. Und Hofjunker.»

«Werden dir nicht andere Offiziere oder die Engländer in Berlin sehr gut gefallen? Wirst du nicht vergessen, dass du mein Hermelinchen bist?»

Sie lächelte sanft. «Mein schöner Papa hat dich doch zu mir geschickt, Axel. Und wenn ich auch bald reisen soll, ich kann doch immer vorm Einschlafen auf meiner Moosbank in der Elbe sitzen. Und dann bist auch du dabei.»

Die Zeiten gingen. Die Kammerfrau der Königin musste nun sehr oft mit der Pinzette weisse Haare aus dem dunklen Gelock Desiderias entfernen. Hermelinchen sah die Stadt Berlin, die viel grösser war als Stockholm. Sie hörte oft von jungen Engländern und Schotten, dass sie charming und beautiful sei, und mancher gestand ihr auch in ausführlicheren Worten seine Empfindungen. Die Verwandten waren sehr nett zu ihr, aber da sie ihre völlige Geldarmut kannten, kamen sie nicht auf den Gedanken, eine Heirat einzufädeln. Das mochte Graf Sandels tun, der als reicher Herr wohl eine kleine Mitgift aussetzen konnte. Sehr ungern liessen sie Hermelinchen wieder nach Schweden reisen, aber sie hatten selbst fünf Töchter, was für jede Familie etwas viel ist, und Hermelinchens Reiz stand jenen jungen Damen im Wege. Erst die Töchter, dann die arme Verwandte, war auch damals schon Familiengrundsatz.

Was den allerjüngsten Offizier seiner Majestät, den Axel Güldenstjerna betraf, so war er über Hermelinchens Rückkehr nach Schweden gehoben und hoffnungsreich, obwohl nun der Briefwechsel aufhören musste. Graf Sandels bestand nach wie vor darauf, alles zu lesen, er liess alle nach seinem Landsitz gehenden Briefe abholen und sandte zurück, was ihm nicht genehm war. Daraufhin war die Baronesse von Hermelin zu einem fernen Ort gesegelt und hatte ein Briefchen an Axel befördert, worin es hiess: «Du kommst doch in zwei Monaten mit der Königin, mein liebster Axel, dann sprechen wir über alles.»

Hermelinchen verschwieg, dass es ihr ein wenig ungut ging. Der Oheim hatte Urlaub genommen, angeblich weil er der Ruhe bedurfte. Es kamen aber viele Gäste auf Sandelshof, und Hermelinchen, die ihr sechzehntes Lebensjahr fast vollendet hatte, musste jetzt hinüber zu den Diners gehen.

(Fortsetzung in nächster Nummer)

Nachwuchsfragen vor den Akademikerinnen

Im Zentrum der Verhandlungen der 40. ordentlichen Delegiertenversammlung des Schweizerischen Verbandes der Akademikerinnen, unter dem Vorsitz der Präsidentin Dr. Liselott Schucan-Grob (Bettingen/Basel) in Basel, vom 9./10. November, standen Nachwuchsfragen. In temperamentvollen Voten beleuchteten mehrere Rednerinnen die «Widerstände innerer und äusserer Art, denen die zukünftige Studentin gegenübersteht». Dazu gehören die leichten Verdienstmöglichkeiten auch für weniger Ausgebildete, das Problem Ehe und Beruf, die Angst, durch das Studium die Weiblichkeit zu verlieren (die man hat oder nicht hat, mit oder ohne Studium, wie betont wurde), dann, dass die affektive Seite der Frau in einem akademischen Studium zu wenig Befriedigung findet, weiter das Unabhängigkeitsbedürfnis, das die Mädchen veranlasst, das Elternhaus sobald als möglich zu verlassen. Es kam dann auch die Teilzeitarbeit, die es der Frau ermöglicht, ihre Familienpflichten zu erfüllen und daneben ihren Beruf auszuüben, zur Sprache.

Die Nachwuchsfrage wird den Verband auch weiterhin beschäftigen. Wie dem Jahresbericht entnommen werden kann, überschritt der Mitgliederbestand die Tausendergrenze. Zum allseitigen grossen Bedauern tritt Dr. Simone Vautier aus dem Zentralvorstand zurück. Sie wird ersetzt durch Yvonne Laeseke.

Um diese geschäftliche Sitzung gruppierten sich noch allerlei gesellige Anlässe.

Wir erwähnen nur den Empfang durch den Präsidenten des Bürgerrates, Dr. H. G. Oeri, im stimmungsvollen Stadthaus, wobei auch noch die Bürgerrätin und Direktorin der Frauenarbeitsschule Gertrud Bossert, der Rektor der Universität, Professor Dr. M. Imboden, die Zentralpräsidentin, und Dr. Marguerite Hofstetter-Narbel das Wort ergriffen.

a.m.b.

Theologinnen als Pfarrerinnen ordiniert

E.P.D. Nachdem vom Zürcher Volk am 7. Juli 1963 angenommenen Kirchengesetz sind auch Theologinnen zur Führung eines Pfarramtes berechtigt. Bisher konnten sie nur als Pfarrhelferinnen oder Aushilfen angestellt werden. Der Kirche kommt daher das Recht zu, auch Pfarrerinnen zu ordinieren und sie so in das Ministerium aufzunehmen. Vergangenen Sonntag fand nun im Grossmünster die erste Ordinationsfeier für 12 Theologinnen statt. Es darf dies als ein besonderes Ereignis innerhalb der zürcherischen Kirchengeschichte gebucht werden. Kirchenratspräsident Pfr. R. Kurtz nahm die Ordination vor. Bei den Ordinandinnen handelt es sich nicht um Theologinnen, die erst jetzt ihre Studien beendet haben, sondern um solche, die schon seit Jahren als Pfarrhelferinnen oder Aushilfen tätig waren. Einige von ihnen sind verheiratet.

Die Volkswirtschaftskammer des Berner Oberlandes

hat soeben ihren Tätigkeitsbericht pro 1962/63 in Form einer ansprechenden Broschüre herausgegeben. Er gibt Aufschluss über ihr vielseitiges Wirken im Interesse des Berner Oberlandes und seiner Bevölkerung. Die Jahresberichte der Kammer vermitteln einen wertvollen, volkswirtschaftlichen Ueberblick und sind im besten Sinne oberländische Wirtschaftsgeschichte. Interessantes ist auch über die Frauenarbeit enthalten.

Es geht uns alle an

Ja es geht uns alle an, so lautete das Thema eines Vortrages, zu dem die rührige Präsidentin Frau G. Fischer-Schäfer die Konsumgenossenschaftlichen Frauen eingeladen hatte. Wm. P. Rudin von der Basellandschaftlichen Verkehrsabteilung gab in einer anregenden Plauderei gute Hinweise für das zeitgemässe Verhalten im heutigen Strassenverkehr. Zu viele Fussgänger verursachen Unfälle z. B. durch Nichtbenützen von Unter- und Ueberführungen, von zu raschem Betreten der Fussgängerstreifen. Wer die Fussgängerstreifen nicht benützt, kann künftig eine Busse von Fr. 2.— erwarten. In England spielt diese Regel seit 1934 sehr gut. Gegenseitige Rücksichtnahme auf der Strasse erleichtert das Leben. Links gehen, wenn kein Trottoir vorhanden ist, aber nur, wenn Platz zum Ausweichen ist. Bei Unfällen mit gütlicher Vereinbarung stets schriftlich abmachen. Der Referent fand den richtigen Ton für die Frauen. Auch als Mitfahrerin kann die Frau sehen, dass im Kolonnenfahren genügend Abstand gehalten wird. Nicht unwichtig ist, dass die so beliebten Kopfwehtabletten die Fahrtüchtigkeit beeinträchtigen. Zwei instruktive Filme unterstrichen das gesprochene Wort oft tragisch. Wir alle müssen mehr hilfsbereit und nicht rücksichtslos sein. Wir danken den beiden Beamten recht herzlich. *Hedi Stöbe-Huwyler*

Frauen in andern Ländern

Westdeutschland

Drei Millionen berufstätige Mütter in der Bundesrepublik

E. P. D. Auf dem deutschen Fürsorgetag 1963 in München wurde mitgeteilt, dass heute in der Bundesrepublik jede dritte Mutter berufstätig sei. Von den drei Millionen berufstätigen Müttern arbeiteten 1,3 Millionen in abhängiger Stellung als Arbeiterinnen, Angestellte und Beamte und 1,7 Millionen als Mitarbeiterinnen im Betrieb des Mannes oder in selbständigem Beruf. Jedes achte Kind wachse bei einer Mutter auf, die ausserhalb des Hauses erwerbstätig sei. Es wurde die Forderung aufgestellt, dass, um eine sozial nicht vertretbare Mütterarbeit in den ersten Ehejahren zu vermeiden, eine Starthilfe zur Beschaffung der Wohnung und der Grundausstattung des Haushaltes gewährt werden sollte. Das Augenmerk der Oeffentlichkeit müsse in entscheidendem Masse auf die Gefährdung der Mutter gerichtet werden. Es gehe nicht darum, die Mutter zu einem Objekt der Fürsorge zu machen, sondern darum, sie zur Selbsthilfe und zu einem neuen Wertbewusstsein zu befähigen. Statistische Untersuchungen hätten ergeben, dass in den beiden letzten Jahren 77 Prozent der Stadtmütter und 93 Prozent der Landmütter keine Gelegenheit hatten, sich zu erholen.

Bei der dänischen Botschafterin zu Gast

R. K.-Schl. Es war eine reizvolle Idee und eine freundliche Geste, dass die Botschafterin des Königreiches Dänemark ihren Geburtstag mit einer runden Jahreszahl mit Frauen des Landes, in dem sie ihres verantwortungsvollen Amtes waltet, verbringen wollte. Frau Bodil Begtrup empfing mit beeindruckender Würde und gewinnendem Charme ihre Gäste in dem stilvollen Botschaftsgebäude in Muri, wo sich bernisch-patrizierische Bauweise mit dänischer behaglicher Wohnkultur paarte, so dass eine besondere und harmonische Ambiente die Besucherinnen umfing. Es waren Frauen aus der ganzen Schweiz in die dänische Residenz gekommen, denn es lag der Botschafterin daran, Vertreterinnen aus kulturellen, politischen und sozialen Kreisen persönlich kennenzulernen und mit ihnen Kontakt zu pflegen. Unter ihnen wurden auch die Gattinnen der Bundesräte Spühler, Tschudy und Wahlen bemerkt, die sich bald in ein lebhaftes Gespräch mit den Gästen vertieften. Die Botschafterin selbst verstand es, kraft ihrer gewinnenden Persönlichkeit, ihre Besucherinnen in angeregte Diskussionen, bei denen sie ein waches Interesse für deren differenzierte Aufgaben zeigte, zu ziehen. Frau Begtrup hat vor Jahren die Dachorganisation der dänischen Frauenverbände als Präsidentin geleitet und fand darum rasch Anknüpfungspunkte und Vergleiche zu der Arbeit der entsprechenden schweizerischen Gremien. Sie wusste auch fesselnd von ihren Erfahrungen als Missionschef in Island und als Vertreterin Dänemarks an der UNO in Amerika zu erzählen. — Frau Begtrup berichtete ferner ihren Gästen, dass in ihrer Heimat 19 Parlamentarierinnen im Folketing mitarbeiten und dass seit einem Jahrzehnt eine Frau (B. Koch) als Kirchenministerin ihres Amtes waltet. Sie selber hat Staatswissenschaften und Völkerrecht studiert und weilt seit vier Jahren in der Schweiz. Sie arbeitete vorher im dänischen Aussenministerium und vertrat ihr Land auch im Europarat! — Die Botschafterin versuchte mit ihrer herzlichen Gastfreundschaft etwas von der gastlichen Atmosphäre ihres Heimatlandes zu vermitteln und verwöhnte die Schweizerinnen mit köstlichen dänischen Spezialitäten aller Art, die äusserst «anmächelig» serviert wurden. Mitten unter der Gesellschaft thronte — viel bewundert und stolz — die schwarze Katze des Hauses, die jede Party würdevoll mitmacht. Es kommt wohl wenig vor, dass diese Schweizer Frauen, die sich in den gediegenen Räumen der dänischen Botschaft gefunden haben, zusammentreffen, ohne intensiv zu arbeiten oder an einer Sitzung zu beraten. Deshalb genoss männiglich die herzliche und warme Stimmung, die noch durch die freundliche Ansprache von Frau Begtrup vertieft wurde. Sie gab dabei ihrer Genugtuung Ausdruck, Schweizerinnen zu treffen, die sich — jede an ihrem Platz und nach ihrer Fähigkeit — für ihre Mitmenschen und die Heimat einsetzen. Diese Gleichgesinntheit sei es auch, die sie mit den Frauen Dänemarks verbinde. Frau Begtrup, die die Frauenprobleme aus eigener Anschauung gut kennt und auch mit jenen in der Schweiz sehr vertraut ist, zeigte sich offensichtlich erfreut über diese schöne Begegnung an ihrem Ehrentag. Mit einem herzlichen «Skol» auf die beiden Länder, Dänemark und die Schweiz, die räumlich wohl weit voneinander entfernt sind, aber doch recht viele Berührungspunkte haben, fand die reizvolle Geburtstagseinladung, die von Madame H. Guinand (Genf) im Namen aller liebenswürdig verdankt wurde, ihren festlichen Abschluss. Es war — neben der Erfahrung grosszügiger Gastfreundschaft — für die Schweizerinnen beeindruckend, dass eine Frau so viel Intelligenz, diplomatisches Geschick und politische Erfahrung mit weiblicher Intuition, Charme und Herzensgüte verbinden kann. Die Persönlichkeit der dänischen Botschafterin zeigte ihnen, dass auch eine Frau auf dem politischen und diplomatischen Parkett ihren Platz wohl zu erfüllen imstande ist.

Bravo Frau Niggli!

Angeschuldigte Frau nach glänzender Selbstverteidigungsrede freigesprochen

F. F. L. Trogen, 16. November. Einen Freispruch von der Anklage der Ehrverletzung erwirkte sich vor dem Kriminalgericht des Kantons Appenzell-Ausserrhoden in Trogen die in Teufen wohnhafte Frau Ida Niggli. Sie war von drei Mitliedern der Teufener Baukommission eingeklagt worden, weil sie diesen Herren ihre Meinung unverblümt und ohne falsche Zimperlichkeit in zwei Briefen zum Ausdruck gebracht hatte. Die drei Herren wollten sich den Vergleich ihrer Methoden mit den Methoden in unserem «grossdeutschen Nachbarstaat in den tausend Jahren zwischen 1933 und 1945» nicht bieten lassen, während sich Frau Niggli gegen eben diese Methode zur Wehr setzte, und als Stauffacherin fand,

auch eine politisch «nichtexistente Frau müsse und solle sich so etwas nicht gefallen lassen.

Anlass zur Affäre war die Ablehnung des Baugesuches des Teufener Verlegers und Werkbund-Mitgliedes Arthur Niggli. Das Einfamilienhaus, das dieser am Südhang über dem Dorfe Teufen errichten wollte, wurde nicht bewilligt, weil es angeblich gegen das im Februar 1962 geltende sowie gegen das damals in Vorbereitung stehende neue Teufener Baureglement verstiess. Nicht nur müsse zuerst die Erstellung eines Ueberbauungsplanes für das fragliche Gebiet abgewartet werden (obschon vorher bereits frischfröhlich ein ziemlich ungeregeltes Bauen von Einfamilienhäusern in jener Gegend bewilligt worden war), sondern der projektierte Bau müsse, so argumentierte die Baukommission im Ablehnungsbescheid, «durch seine Andersartigkeit, durch seinen betonten Bruch mit der überlieferten Bauweise verunstaltend wirken in einem Quartier, das vorwiegend aus Einfamilienhäusern mit konventionellem Baustil besteht».

Diese Argumentation brachte Frau Niggli in Harnisch. Als Lektorin im Verlag ihres Mannes weiss sie über Architektur im allgemeinen und über moderne Architektur im besondern ziemlich gut Bescheid.

Als belesene Frau kennt sie sich auch in der jüngsten politischen und kulturpolitischen Vergangenheit gut aus —, besser als die zuständigen Herren der Baukommission, wie sie fand und vor Gericht auch glänzend bewies.

Also setzte sie sich hin und schrieb einen Brief, worin sie den drei Herren der Interimskommission zur Behandlung der Baugesuche, die im Rahmen der Baukommission über die Bewilligung oder Ablehnung der Baugesuche zu befinden hat, den Vorwurf macht, die Argumentation zur Begründung der Ablehnung des Baugesuches decke sich mit der Argumentation der Nazi-Kulturbonzen gegen die sogenannte «entartete Kunst».

Und so kam es zur Strafklage

Bis es zur gerichtlichen Behandlung dieser Klage kam, geschah noch allerhand, was auf die drei in Frage stehenden Herren der Baukommission, und überhaupt auf behördliche Gepflogenheiten in Teufen, ein besonderes Licht wirft. Niggli holte zur Unterstützung seines Rekurses gegen die Ablehnung des Baugesuches ein Gutachten ein. Direktor Altherr von der Zürcher Kunstgewerbeschule äusserte sich restlos positiv zum Bauvorhaben, hingegen vernichtend negativ zu den von der Teufener Baukommission schon früher im fraglichen Baugebiet bewilligten Einfamilienhäusern, die ein Sammelsurium zusammengewürfelter Heimat- und Chaletstile aus Oberbayern, dem Berner Oberland, dem Engadin usw. darstellen.

Aber die drei nun schon mehrfach zitierten Herren, die sonderbarerweise auch den Rekurs gegen ihren eigenen Ablehnungsentscheid zur Vorbehandlung erhielten, hatten an diesem Gutachten keine Freude. Also beschlossen sie, selber ein Gutachten einzuholen. Und nach einiger Zeit erhielt Gesuchsteller und Rekurrent Niggli den Bescheid des Gemeinderates, also der Rekursinstanz, man habe auf Grund einer «amtlichen Oberexpertise» erneut abschlägig entschieden.

Niggli fand beim Studium dieser «amtlichen Oberexpertise», irgend etwas könne da nicht stimmen.

Das Gutachten war von einem Bauzeichner unterschrieben, der sich allerdings in dieser Unterschrift als «Architekt beim Hochbauamt der Stadt Zürich, Abteilung für Baubegutachtung» ausgab. Eine Rückfrage beim Zürcher Stadtbaumeister ergab, dass der betreffende Angestellte kein Recht hatte, das Zürcher Hochbauamt in der Expertise überhaupt zu nennen; es war ihm lediglich erlaubt worden, in seiner Freizeit eine solche Expertise als Privatmann zu erstellen.

Der Teufener Gemeinderat hatte sich also offensichtlich von den drei Klägern mit einer Parteiexpertise, die als «amtliche Oberexpertise» unterbreitet wurde, täuschen lassen und im Vertrauen in die Kompetenz des Experten das Rekursgesuch abgewiesen. Aber das waren noch nicht alle Weiterungen der sonderbaren Angelegenheit. Es musste noch der ausserrhodische Regierungsrat zu einem Augenschein bemüht werden, und heute hat Niggli seine Baubewilligung immer noch nicht, weil inzwischen die umstrittene Linienführung einer geplanten Quartierstrasse durch das fragliche Gebiet als neuer Hemmklotz aufgetaucht ist.

Von der Baukommission wurde auch versucht, den Heimatschutz gegen Nigglis Projekt zu mobilisieren, aber dieser fand an dem Projekt nichts auszusetzen, ganz im Gegenteil ...

Vor Gericht erschien die angeschuldigte Frau Niggli als Anwalt in eigener Sache. Die drei Kläger erschienen nicht, was wohl dem Mass an Zivilcourage entspricht, über das sie verfügen.

Nachdem der Untersuchungsrichter ihr gesagt hatte, er verstehe halt nichts von Kulturpolitik, hielt es Frau Niggli für gegeben, dem Gericht zunächst einmal eine Lektion über Kulturpolitik zu erteilen. Die Richter hörten sehr aufmerksam, sehr wach und des öftern schmunzelnd zu.

Denn was die Angeschuldigte in breiter, träfer Appenzeller Mundart vortrug, zeugte nicht nur von einer aussergewöhnlichen Dosis gesunden Menschenverstandes und persönlichen Mutes, sondern auch von eben jener Kompetenz in bauästhetischen und kulturpolitischen Fragen, welche den drei Klägern in so «katastrophalem Ausmass» abgeht.

Die Anklagevertretung verlangte eine «exemplarische Bestrafung», womit sie nicht etwa eine saftige Busse, sondern eine Freiheitsstrafe meinte. Frau Niggli wies aber nach, dass keine ihrer eingeklagten Briefstellen ehrverletzend war, und sie wies ausserdem eine ganze Reihe von unlogischen Schlussfolgerungen im Untersuchungsbericht nacht.

Das Gericht versagte dieser währschaften Stauffacherin sein Gehör nicht. Es fand den Beweis der Ehrverletzung als nicht erbracht und bescheinigte der Angeschuldigten mit dem Freispruch, dass es sich ihren Ausführungen wenigstens in rechtlicher Hinsicht anschloss.

Vermutlich haben die Herren Richter aber auch eine ganz tüchtige Portion kulturpolitischen Wissens von diesen Beratungen mit nach Hause getragen. Und vielleicht fragt sich der eine und andere unter ihnen und unter den zahlreichen Zuhörern, warum eigentlich Frauen von diesem Schlag politisch nicht für voll genommen werden sollen. Die Teufener wären gewiss nicht schlecht beraten, Frau Niggli in ihre Baukommission zu wählen ...

(Nationalzeitung Basel)

Die Frau in der Kunst

Vérène Mettler, eine bedeutende Malerin

bwk.- Es sind drei Jahre her seit der ersten Ausstellung dieser begabten Malerin in der Rotapfel-Galerie in Zürich, deren Leiter, Herr Dr. P. Toggenburger, mit sicherem Gefühl ihr Talent erfasste und ihrer künstlerischen Weiterentwicklung vertraute. Ende Oktober ging nun die diesjährige Schau in derselben Galerie zu Ende, die nicht nur erfreulich besucht war, sich einer guten Presse erfreute, sondern der als gebürtiger St.-Gallerin in Genf lebenden und schaffenden Künstlerin auch die Freude und Genugtuung manchen verkauften Bildes, vor allem der in den Farben bezwingend gelösten Stilleben, verlieh.

Mit Vérène Mettler ins Gespräch kommen bedeutet jedesmal eine anregende und gewinnbringende Begegnung mit einer aufgeschlossenen und intelligenten, einer der Kunst verschriebenen und ihr nie ermüdend dienenden Frau, die Mutter eines zwanzigjährigen Sohnes und einer achtzehnjährigen Tochter ist. Schon die Fünfzehnjährige erhielt Malstunden, in Pastell und Oel, an schulfreien Nachmittagen, bei Kunstmaler August Wanner in St. Gallen. Nach einem Welschlandaufenthalt besuchte Vérène Mettler in Genf die Ecole Sociale und erlernte den Beruf einer Laborantin. Ein Jahr England, dann von 1937 bis 1938 Kurse an der Ecole Guerre (Zuschneiden) in Paris, mit gleichzeitigem Besuch von Vorlesungen an der Sorbonne. 1940 verheiratet sich Vérène Mettler in Genf, ihre Kinder werden geboren, deren Pflege sie sich widmet. Erst später beginnt sie sich der innerlich nie ganz aufgegebenen Kunst wieder zuzuwenden, und zwar ist es diesmal die Keramik und ist es das Zeichnen, was sie begeistert. Erst 1951 wagt sie sich, mit dem Oelmalen zu beginnen. 1953 wird sie freie Schülerin der Ecole des Beaux-Arts in Genf, Schülerin René Guinands in Aktzeichnen und Malen und Herbert Theurillats in Komposition. Seit 1956 hat Vérène Mettler ihr eigenes Atelier an der Place Claparède in Genf, die sie in einem der gezeigten Bilder beschwingt und vibrierend festgehalten hat, und arbeitet dort selbständig.

Vérène Mettler ist eine der wenigen Frauen, die mit Vorliebe Gebirgslandschaften malen. Ihr erstes Bild, das sie 1958 in der Exposition Suisse d'Art Alpin ausstellte, zeigte den Salève, der sich bei Genf erhebt.

Die Malerin nahm an verschiedenen Gruppenausstellungen mit Gebirgs- oder Genfer Landschaften teil bis zu ihrer ersten eigenen geschlossenen Schau 1960 in der Rotapfel-Galerie in Zürich. 1961 zeigte die Schweizerische Ausstellung Alpiner Kunst in Thun gleich drei Bilder von Vérène Mettler. Die 24. Ausstellung der Gesellschaft Schweizerischer Malerinnen und Bildhauerinnen in Aarau, 1962, nahm ihr «Blaues Flaschen-Stilleben» an.

Die Malerin erfasst Stimmungen und Spiegelungen, das Spiel von Licht und Schatten in äusserst differenzierter Weise wie etwa im sonnigen «Savona», in «Estaque», «Italienisches Dorf» oder dem goldenen «Getreidefeldern bei Siena». Machtvoll, kühn, dabei keineswegs hart oder unruhig, sondern kraftvoll geschlossen «Le Catogne», verhalten leuchtend «Kanal in Sète» und «Barcelona».

Sowohl die «Frühlingslandschaft Siena» wie «Genf im Winter», wie «Ausblick von Verbier» und «Abend in Savona» verraten die hohe Könnerschaft Vérène Mettlers.

Porträts und Stilleben fügen sich dieser Linie ein, und die gezeigten Zeichnungen lassen von der eigenständig ihren Weg gehenden Malerin auch auf diesem Gebiet noch manches schöne Blatt erwarten.

Im Foyer des Kurtheaters Baden stellt Edith Oppenheim-Jonas ihre Aquarelle aus Italien und Spanien aus. Das Patronat hat die «Gesellschaft der Biedermeier» übernommen.

*

Regule Briner, früher Atelier-Theater Bern, spielt jetzt im dortigen Klein-Theater in der Kramgasse bei den schweizer. Erstaufführungen von Samuel Becketts «Spiel» und Pirandellos «Schraubstock» mit. Die Höngger Apothekerstochter (Zürich) steht dabei neben zwei anderen Schweizer Nachwuchsschauspielerinnen: Heidy Diggelmann und Silvia Jost.

*

Maria Benedetti bringt in ihrem Kunststuben-Restaurant als 161. Ausstellung für Küsnacht (ZH) Werke von Ernst Müller (Zürich) und Alfred Delpretti (Sierre) und zeigt ausserdem Malerei französischen Provenienz vom 19. und 20. Jahrhundert.

*

Seit einigen Monaten bringt «Die Schweizerin» (Luzern, Redaktion Basel) eine Serie über berufstätige Frauen mit interessanten Tätigkeiten und künstlerisch wichtigem Schaffen. Die Luzerner Professorin Erna Schillig (Kunstgewerbeschule), die selbständig schaffende, in Thalwil ansässige Malerin, Keramikerin und Kostümentwerferin Hedwig Eberle-Giger, die Churer Schauspielerin Melanie Münzner, die Schriftstellerin Berthe Kollbrunner (eine seit Jahrzehnten in Zürich lebende Waadtländerin) und die Journalistin Trudy Reichen sind bisher in dieser Reihe vertreten.

*

Muriel Spark hat in ihrem im Diogenes-Verlag erschienenen Roman «Die Lehrerin» eine Frau geschildert, die die ihr anvertrauten Schülerinnen durch Erzählungen aus ihrem eigenen Leben auf das ihre vorbereitet. Wir wissen nicht, ob die Schriftstellerin sich dabei selber konterfeit oder zumindest Teile ihrer persönlichen Erfahrungen verwertet. Sollte dies der Fall sein, so ist das Buch dadurch, als wirklich «wahr», nicht wertvoller, doch noch liebenswerter.

*

Die von Laure Wyss und Doris Werner betreute Deutschschweizer Fernsehsendung «Das Magazin der Frau» reicht von einem «Besuch im Schloss Gerzensee» bis zu Themen wie «Berufstätige und Hausfrau ein harter Boden».

*

Die Frauenstunde des Deutschschweizer Radio brachte einen Beitrag von Maria Vuilleumier-Isler über ein schweizerisches Hilfswerk in Italien, wobei Margherita Zöbeli mit dortigen Kindern im Gespräch zu hören war.

*

Tilli Breidenbach (früher Stadttheater Luzern, jetzt Berner Atelier-Theater) ist vom Fach der Darstellerin zur Regisseurin übergegangen: sie inszeniert «Zeit der Anpassung» des amerikanischen Dichters Tennessee Williams in Bern.

*

Die Verwandlung einer gutherzigen Dirne in einen harten und energischen Vetter, der sie vor dem (nicht nur materiellen) Untergang rettet, war vor 20 Jahren in Brechts «Der gute Mensch von Sezuan» eine grossartige Rolle Maria Beckers am Zürcher Schauspielhaus. Jetzt wird das Drama von Direktor Gnekow für das Luzerner Stadttheater neu-einstudiert und -inszeniert und erringt mit Christiane Hammacher, die ein völlig anderer Typ

als die Becker ist, einen besonderen Erfolg. Die Hammacher, als «Böser» gerade sprachlich äusserst einprägsam, dürfte am Beginn einer aussichtsreichen Laufbahn stehen. Sie wird für viele gar nicht hübsch sein, doch strahlt sie eine «Présence» aus und ist von einer so eigenartigen Atmosphäre umgeben, dass andere sie geradezu «schön» nennen werden: es ist die «Schönheit» des Talents, — dessen Fortschritte wir aufmerksam verfolgen können.
M.

Hinweise auf Bücher

Jugendbücher

Der Pestalozzi-Kalender 1964

greift das aktuelle Thema «Verkehr» auf und beleuchtet es von verschiedenen Gesichtspunkten her. Fachleute berichten über die geschichtliche und technische Entwicklung der modernen Verkehrswege und Verkehrsmittel, der Nachrichtenübermittlung und des Fremdenverkehrs. Zur Unterstützung von Schule und Elternhaus in ihrem Bemühen, die Jugend zur Beachtung der neuen Strassenverkehrsregeln anzuspornen, befinden sich im Kalendarium wochenweise wichtige Verkehrsvorschriften. Vierzig aufschlussreiche farbige Bilderseiten ergänzen die sorgfältig ausgewählten Textillustrationen und wekken das Interesse der wissensdurstigen jungen Leserinnen und Leser. Als Neuheit ist jedem Kalender hinten ein farbiges Trockenabziehbild mit dem Vorsichtszeichen beigelegt; es kann am Fahrrad oder Heftumschlag aufgeklebt werden und soll auf die vier Verkehrswettbewerbe hinweisen.

Kalender und Schatzkästlein sind auf 504 Seiten Inhalt angewachsen, damit auch den übrigen Wissensgebieten genügend Platz eingeräumt werden konnte und Bastelarbeiten sowie Unterhaltendes nicht zu kurz kamen.

Denise und Alain Trez:
«Pucki, das tapfere Händchen».
Mit vielen farbigen, ganzseitigen Illustrationen von Alain Trez. Uebersetzt von Magda H. Larsen. Halbleinen mit mehrfarbigem Deckelbild, Fr. 8.30

Das herzerfrischende, reizvoll gestaltete Buch bietet Kindern im Vorschul- und ersten Lesealter einige wirkliche Höhepunkte lustiger und «dramatischer» Art und zeugt durchwegs von spontaner, liebenswerter Eingebung, von sympathischer Schlichtheit und Naivität im Ausdruck. Für den kleinen Betrachter wirkt es spannend, ohne jemals ins Billig-Sensationelle abzugleiten. — Die menschlichen «Eltern» des kleinen Pucki — Denise und Alain Trez — sind französischer Herkunft und dürfen sich in Europa und in Uebersee bereits einer grossen Gemeinde kleiner Leser erfreuen. Lebendig und treffsicher wirken die vielen farbigen Illustrationen von Alain Trez, die in freier Weise den grössten Teil des Raumes in Anspruch nehmen und meist über zwei Seiten hinweglaufen. Einfach und echt kindertümlich ist die Komposition des Ganzen, und in derselben Weise wirkungsvoll, anschaulich und leicht fassbar ist auch der in grossen Lettern gedruckte Begleittext geschrieben. Eine Neuerscheinung, die zweifellos vielen kleinen Buben und Mädchen grosse Freude und fröhliche Stunden bereiten wird.

Rotapfel-Verlag, Zürich und Stuttgart

Bérangère Daxelhofer: «Paprika und Adrian».
Erzählung für junge Menschen
Für Mädchen und Knaben von 14 Jahren an, 181 Seiten, Halbleinen, Fr. 11.50

Paprika — diesen Namen hat Francine Dupraz ihrem französischen Temperament zu verdanken. Sie ist die einzige Tochter eines Hotelbesitzers und flattert unbewacht durch ihre Tage, da niemand Zeit für sie findet. So macht sie bei den Streichen einer Bande von Halbwüchsigen mit, hin- und hergerissen zwischen den verlockenden «Abenteuern» dieser haltlosen Stadtjugend und der liebevollen Umsorgtheit und Wärme, die in der Familie von Susi und Adrian Wolf herrscht. Und Paprika weiss auch ihre Freunde Susi und Adrian für die Bande zu gewinnen. Aber eines Tages wird diese für ihren bedenklichen Uebermut zur Rechenschaft gezogen. Denn sie hat bei einem Sommernachtsfest in der leerstehenden Besitzung eines einsamen alten Herrn mutwillig zerstört, was ihr in die Hände kam. Nun sitzen die Täter vor dem Jugendrichter. Soll er die Hauptschuldigen zur Nacherziehung in ein Jugendheim einweisen? Ueberraschend rät der Alte davon ab. Als Nachbar der Familie Wolf hat er die Probleme dieser Jugendlichen kennengelernt und sich entschlossen, ihnen einen Weg zu weisen, wie sie aus eigenen Kräften den Schaden beheben und ihren Tatendrang auf ein gutes Ziel lenken können. Sie sollen sich dieses Hauses annehmen, es in seinem Namen verschenken und selbst darüber entscheiden, welcher Bestimmung es zugeführt werden soll. Und nun zeigt sich, dass Paprika und ihre Freunde sehr wohl imstande sind, eine aufbauende Idee zu entwickeln und zu einem guten, ja sehr guten Ende zu führen.

Ein mutiges und lebensechtes Buch. Die jungen Leser und Leserinnen werden Bérangère Daxelhofers neues Buch, das eine spannende Handlung geschickt mit den verständnisvoll eingeflochtenen Problemen junger Menschen verbindet, mit Begeisterung lesen!

Orell-Füssli-Verlag, Zürich

Muriel Spark: «Die Tröster»
(The Comforters) Roman.
Aus dem Englischen übersetzt von Peter Naujack. Ca. 320 Seiten. Leinen. Fr. 18.80.

Mit ihrem Erstlingsroman «Die Tröster» wurde Muriel Spark in England sofort bekannt. Presse und Kritik, u. a. auch Graham Greene, der ihr Talent schon früh erkannte, zollten ihr höchsten Beifall. Seither hat sie fünf weitere Romane veröffentlicht, die in acht Sprachen übersetzt und verschiedentlich ausgezeichnet wurden.

Caroline, die junge Heldin des Romans, hört «Stimmen», die sie und ihr Schicksal in ein imaginäres «Buch im Buche» einweben. Durch das ganze Buch zieht sich wie ein roter Faden Muriel Sparks eigenwillige, ironisch gewürzte Betrachtung der Probleme eines Konvertiten, die beide Religionsfronten gleicherweise zur Zielscheibe der Pfeile ihres scharfen Intellekts werden lässt. Das in den Grundzügen gesellschaftskritische Werk liest sich spannend und vergnüglich.

Diogenes-Verlag, Zürich

Yvette Z'graggen:
«Erwartung und Erfüllung», Roman. Aus dem Französischen übersetzt von Anny M. Fasold. 247 Seiten, Fr. 16.80.

Die Autorin ist, deutschschweizerischer Abstammung, doch in Genf aufgewachsen und tätig, eine der bedeutendsten westschweizerischen Schriftstellerinnen von heute.

Nach den bereits in deutscher Uebersetzung im Verlag Huber, Frauenfeld, erschienenen Erzählungen «Sommer ohne Geschichte», «Das Netz des Vogelstellers» — welcher mit dem Literaturpreis der Stadt Genf ausgezeichnet worden ist — schenkt sie uns ein bedeutendes, feinsinniges Werk, dem sie den Leitspruch «La pluie sur l'herbe d'avril n'est pas la pluie sur l'herbe d'octobre» voraussetzt —, das Buch «Erwartung und Erfüllung», von Anny M. Fasold ausgezeichnet übertragen. — Yvette Z'Graggen lässt den Leser teilhaben am Schicksal junger Menschen, die zu einer Zeit, wo vieles in Frage gestellt ist, versuchen, den Weg zu einem von innerem Glück erfüllten Dasein zu finden. Das Buch verrät ein echtes und tiefes Verständnis für die Nöte heranwachsender Menschen. Es zeigt, dass trotz scheinbarer Zusammenhanglosigkeit eine sinnvolle Ordnung der Dinge besteht, die sich wohl nicht im Augenblick offenbart, aber in der Rückschau erkennen lässt.

Der Roman wurde mit einem Preis der Schweizerischen Schillerstiftung ausgezeichnet.

Verlag Huber & Co. AG. Frauenfeld

Für schöne Geschenke zu **OSCAR WEBER**

Zürich Bern St. Gallen Aarau Rorschach Herisau Arbon Schlieren

Fragen des Verkehrs und der Verkehrssicherheit behandelt der

PESTALOZZI-KALENDER 1964

504 Seiten, 40 Farbbilder
Mit Kugelstift Fr. 4.80

4 VERKEHRSWETTBEWERBE

Verlag PRO JUVENTUTE Zürich

UNTERRICHT UND ERZIEHUNG

Jungkaufleute

Ein Auslandaufenthalt vertieft die beruflichen Kenntnisse, verbessert die Stellung und bereichert Eure Lebenserfahrung! Die Schule (vom Bunde subventioniert) des Cercle Commercial Suisse bietet Euch beste Gelegenheit dazu; Unterricht in französischer Sprache in kaufmännischen und kulturellen Fächern, Besichtigung von Industriezentren und historischen Bauten.

Verlangt Prospekte und Unterlagen durch den Cercle Commercial Suisse, 10, rue des Messageries, Paris 10e.

Kraft aus schwarzen Johannisbeeren

CASSITA

Spritzen Sie Cassita mit Syphon oder Mineralwasser. Es erfrischt und stärkt.

Erhältlich bei Ihrem Getränkelieferanten, in Gaststätten und allen fortschrittlichen Lebensmittelgeschäften.
Ein Produkt der OWG Wädenswil.

Tapeten A.G.
DECORATIONSSTOFFE
VORHÄNGE
ZÜRICH, Fraumünsterstr. 8, Tel. 25 37 30

jetzt können Sie Knöpfli servieren, so oft Sie wollen!

Knöpfli, zart und buttergelb, wie frisch aus der eigenen Küche, können Sie jetzt nach Herzenslust essen! Maggi hat Ihnen die zeitraubende und umständliche Zubereitung abgenommen: die neuen, kochfertigen Maggi Knöpfli sind im Nu zubereitet und gelingen immer.

Warum sind Maggi Knöpfli so luftig und wohlschmeckend?
Weil sie aus besten natürlichen Rohstoffen wie Frischei und Weissmehl hergestellt sind. Maggi Knöpfli haben die typische Form und schmecken wie hausgemacht!

besser kochen — besser leben mit
MAGGI

Messerwaren und Bestecke

Bahnhofstrasse 31, Zürich
Tel. 23 95 82

Das Schweizer Frauenblatt

wird nicht nur von Einzelpersonen abonniert, sondern auch von über 200 Kollektivhaushaltungen!

IDEAL!

für jede Hausfrau, ist der praktische Kombi-Küchentisch mit 4teil. versenkbarer Glätteeinrichtung. Preise schon ab Fr. 195.-
Verlangen Sie Prospekte und Vorführung durch
A. Bemlotte, Hohenklinstrasse 40, Zürich 49.
Tel. 44 65 53 / 42 52 27

Sofortkleber?

Brigatex! Für Haushalt Bastler Handwerker

90% aller Einkäufe besorgt die Frau. Mit Inseraten im «Frauenblatt», das in der ganzen Schweiz von Frauen jeden Standes gelesen wird, erreicht der Inserent höchsten Nutzeffekt seiner Reklame